Zeitschrift: Quellen und Forschungen zur Bündner Geschichte
Herausgeber: Staatsarchiv Graubünden
Band: 4 (1993)

Artikel: Rückblick auf mein Leben : Autobiographie eines Pfarrers, Schulmanns, Philanthropen und Lexikographen (1789-1858)
Autor: Carisch, Otto
Kapitel: XIV: Chur. Kantonsschule, vom September 1837 bis September 1850
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-939151

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.03.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

herum getrieben, verschwanden mit allen Zweifeln und Mißstimmungen, wie von unsichtbarer Hand hinweggenommen, in dem Augenblicke, in welchem ich meinen Brief beendigt und gesiegelt hatte. Goethe sagt, das Buch (Werther's Leiden), welches andere zum Selbstmord getrieben habe, habe ihn vor der Verzweiflung gerettet, so rein habe sich darin sein Inneres abgelöst und herausgestellt. In einer ganz anderen Angelegenheit, aber auf ganz ähnliche, mich selbst überraschende Weise gewann ich durch diesen Schritt die Gemüthsruhe wieder, die ich so lange vermißt hatte.

Abschied von Puschlav

Bis zum folgenden September, wo meine Anwesenheit in Chur nöthig war, konnten die Vorbereitungen zur Abreise mit Muße gemacht werden. Dieß geschah auch. Meine Abschiedspredigt hielt ich über den Text Joh. 14, 17: «Meinen Frieden lasse ich euch. Nicht gebe ich, wie die Welt gibt. Euer Herz erschrecke nicht und fürchte sich nicht.»

Wie unvollkommen meine geistliche Wirksamkeit in Puschlav gewesen sein und wieviel mir im Uebrigen in dieser Beziehung zur Last fallen mag: das wenigstens kann ich mit Wahrheit sagen, daß ich diesen Wirkungskreis nicht aus den gewöhnlichen Gründen weder übernommen noch verlassen habe. Mehr als Missionair und mit Aufopfrung finanzieller Vortheile ging ich nach Puschlav und mit nicht geringen pecuniären Nachtheilen kehrte ich von da wieder an die Kantonsschule zurück.

XIV. Chur. Kantonsschule, vom September 1837 bis September 1850

Wohnung

Unsere Wohnung wurde nun im freundlichen, damals Appenzeller'schen, jetzt Janettischen Häuschen im Gäugeli[366] genommen. An den Familien Bauer und Christ in nächster Nähe sowie an der Familie Jenatsch in [dem Haus] Misolunghi[367] hatten wir freundliche Nachbarn, Platz hatten wir im Hause übrig genug, und die Lage desselben war sowie der Garten und Baumgarten sehr angenehm, und letztere boten den Kindern nicht nur einen sehr geeigneten Tummelplatz, sondern auch vorzügliches Obst von den verschiedensten Arten dar.

Kantonsschule

An der Kantonsschule fand ich von meinen alten lieben Freunden noch Battaglia, Saluz, Tester, Roeder sowie die alten Collegen Hold und Kind vor. Seit meinem Abgange waren daran angestellt die Herren Schirks, Hermann[368], Doktor Meyer[369], Kratzer[370] und Zeichenlehrer [Kraneck],[371] welcher Abbildungen von den alten Rhätischen Burgen[372] und von berühmten Männern Bündens[373] herausgegeben hat, im übrigen aber ein bedeutend leichter und abenteuerlicher Mann war. Mit mir zugleich traten neu ein die Herren Schällebaum[374], Früh[375] und Doktor Moller[376].

Das Erfreulichste für mich war, daß ich gerade diejenigen Lehrfächer erhielt, die ich am meisten wünschte, obwohl man sie mir im Voraus nicht zugesichert hatte: Italienisch in einer höheren Classe, die Religionsstunden, praktische Theologie und die Gebetsstunde, die damals noch am Samstag abend für alle Schüler gehalten wurde und an der auch die Lehrer hätten Theil nehmen sollen, was sie aber gewohntermaßen nicht thaten.

Andachtsübungen

Das ist gewiß ein pädagogischer Mißgriff, daß die jungen Leute in den Schulen zum Besuch des Gottesdienstes an Sonn- und Festtagen und an sonst angeordneten Andachtsübungen gezwungen wurden, ohne daß den Lehrern zur Pflicht gemacht wird, auch Theil daran zu nehmen. Die Gegenwart der Lehrer, wenn sie wäre, wie sie sein sollte, würde vielleicht mehr zu der Pflege des religiösen Gefühles bei den Schülern beitragen, als selbst recht warme und vernünftige Worte des Sprechenden. Die Abwesenheit der Lehrer bei diesen Uebungen spricht aber stillschweigend, wenn auch vernehmbar genug, aus, daß man keinen großen Werth darauf legt, und dieses böse Beispiel kann nicht anders, als auch die Schüler die ihnen auferlegte Pflicht als eine lästige fühlen lassen. Sie werden dadurch gegen die Andachtsübungen gleichgültiger und sich, dem Beispiel ihrer Lehrer folgend, diesen um so sicherer entziehen, sobald die äußeren Verhältnisse und die gewöhnlich schon sehnlich gewünschte Freiheit es gestatten. Ich meine, man könne kaum etwas Verkehrteres zur Pflege des Religiösen in den Schulen thuen, als die Jungen zum Besuche eines Gottesdienstes zwingen, an dem ihre Lehrer keinen Antheil nehmen und der für sie theils zu häufig und leider auch nicht immer angemessen sein mag. Eine gesunde Pädagogik wird gewiß entweder diese gezwungenen

Andachtsübungen abstellen oder sie zweckmäßig einrichten und den Besuch derselben auch den Lehrern nicht erlassen. Wann aber wird diese Zeit erscheinen?

Meine Gebetsstunden habe ich mit vielem Interesse gegeben und dabei, wenn nicht die Anderen, doch mich selbst oft erbaut. Ich sprach in denselben nach einer ausführlichen Disposition frei über einen Bibelvers oder eine christliche Wahrheit überhaupt, auch über Gegenstände des Lebens, wie sie sich gerade darboten im Lichte der Religion, zuweilen auch über einen Liedervers, so z.B.: «Ueber uns ein Gott, in uns ein Gesetz, vor uns die Unsterblichkeit, Kampf der Tugend» u.s.w.

Mein Bestreben war auch hier, religiöse Irrthümer zu berichtigen und zu wenig beachtete Wahrheiten dem Gemüthe näher zu legen und lebendig zu machen.

Religionsunterricht

Im Ganzen waren mir die Religionsstunden die angenehmsten. Bei diesem Unterrichte bewegte ich mich ganz frei und selbst oft innig gerührt. Mein Leitfaden war der bei vielen übelangeschriebene Katechismus von Hebel[377]. Das erste Kapitel, von Gott und seinen Eigenschaften, ist freilich das schwächste, aber auch hier sind wenigstens viele gute Bibelsprüche, und im Uebrigen habe ich in späterer Zeit die Eigenschaften Gottes genauer classificirt und nach dem System Schleiermacher's und A. Schweitzer's in seinem Katechismus[378] anschaulich und leichter zu machen gesucht. Was die folgenden Kapitel betrifft, Schöpfung, Erhaltung, Sünde und Erlösung und besonders Heiligung, habe ich bisher keinen Katechismus gefunden, der meiner Individualität besser zusagte. Freilich kömmt alles darauf an, ob man mehr darauf hinaus geht, seinen Schülern ein vollständiges theologisches System und Gedächtniswerk beizubringen oder mehr ihr religiöses Gefühl zu erregen und zu wecken, um auf diesem Grunde dann die Religionsbegriffe von Innen heraus zu entwickeln und auf Hoffnung hinzustellen, daß der höhere Geist das gute Werk in den Erwählten vollenden werde. Der letztere war mein Grundsatz. Durch die Sprüche suchte ich die Sittengesetze und die Religionswahrheiten dem Gemüthe meiner Schüler nahe zu bringen, und wenn ich sie auch grundsätzlich von diesen auswendig lernen ließ, so blieb ihnen doch die Wahl derselben überlassen. Ist das Interesse für die Sache geweckt, so sind die Bibelsprüche in der Regel der kürzeste, gediegenste, kräftigste Ausdruck dafür und leicht zu lernen. Aber jenes muß vorausgehen, sonst

werden sie auch dem glücklichsten Gedächtnis in kurzer Zeit entfallen und ohne nachhaltigen Segen bleiben. Nirgends ist Maß zu halten mehr als bei diesem Unterrichte zu empfehlen, und nirgends wird viel-leicht mehr aus gutem Willen gesündigt als durch Nichtbeachten dieser Regel.

Höchst ehrenwerth scheint mir der Hebelsche Katechismus, besonders durch seine praktische Tendenz und durch einzelne plastische Ausdrücke für wichtige Wahrheiten und auffallende Gegensätze, unter welche er sie bringt. So ist z.B. die Sünde im Innern, in Gedanken, gewiß diejenige, welche von der Menge am wenigsten zu Herzen genommen wird, und ich erinnere mich der Zeit noch wohl, wo ich selbst so räsonirte: «Wie kann das, womit ich niemandem etwas zu Leide thue, Sünde sein.» Hebel aber sagt: «Welche Sünde ist die schlimmste von allen?» Antwort: «Die schlimmste und gefährlichste von allen Sünden ist diejenige, welche für die unbedeutendste gehalten wird, – die Sünde, welche inwendig, in Gedanken, geschieht; denn aus ihr entstehen die Sünden in Worten und Werken.» Kann man eine höchst wichtige Wahrheit auf einfachere und zugleich durch den Gegensatz auf schlagendere und einleuchtendere Weise sagen?

Meisterhaft ist gewiß auch, was er in dem Kapitel von der Heiligung auseinander setzt: wie die Liebe zu Gott das Erste und Höchste ist, worin sie sich kundgibt, wie nur aus ihr die Liebe zu den Menschen kommen und wirksam werden kann, wie sie sich in den verschiedensten Beziehungen bewähren muß (Leben, Besitz, Ehre des Nächsten) und wie viel weiter der Begriff der Gerechtigkeit ist, als es den meisten scheint. Deßgleichen ist die Liebe zu uns selbst in den natürlichen Grundtrieben aufgesucht und durch schlagende Gegensätze in ihrer Entartung und ihrer Wahrheit anschaulich gemacht.

In der obersten Klasse wurde dann Gelzer's «Religion im Leben»[379] zuweilen behandelt, abwechselnd auch eine gehaltreiche Predigt von Schleiermacher oder Channing in Bezug auf Inhalt und Form besprochen.

Praktische Theologie

Die für mich natürlich schwerste Stunde war diejenige über praktische Theologie in unserem mit der Kantonsschule verbundenen theologischen Seminar, welches dann wenige Jahre später zum großen Bedauern meiner beiden Collegen Kind und Schirks aufgehoben wurde. Ich kann mir wohl denken, daß dieses mein Collegium in wissenschaftlicher Beziehung gar ärmlich war, da es aber nur von sehr wenig Studenten besucht wurde und,

wer es irgend konnte, seine theologischen Studien lieber auf einer Universität machte, so dürfte mein Bestreben, gerade für die praktische Amtsführung Anleitung zu geben und dieselbe zu erleichtern, Entschuldigung finden. Mein Unterricht beschränkte sich hier besonders darauf, die Würde und Verantwortlichkeit des Berufes klar zu machen, welchem sich der Geistliche widmet, und wie er seine Amtsfunktionen und Seelsorgergeschäfte fruchtbar zu machen streben sollte. Predigt und Katechismus, Dispositionen, Analyse von guten Predigten, die zugleich gehaltreich sein und wichtige Wahrheiten behandeln mußten, war hier die Hauptsache. An Predigten von Schleiermacher, Schwarz[380] und anderen dürfte doch so mancher meiner Studenten vielleicht eine klarere Uebersicht der Haupttheile und der Unterabtheilungen einer Predigt und des richtigen Verhältnisses der Logik und Rhetorik, das bei Ausarbeitung derselben nöthig ist, gewonnen haben, als dieß bei manchen anderen auf der Universität selbst der Fall gewesen ist. Denn von der richtigen Verbindung des Logischen und Rhetorischen hängt doch, soweit dieß durch die Form geschehen kann, der Eindruck einer Predigt auf das Gemüth der Zuhörer am meisten ab. Bei aller logischen Folgerichtigkeit kann sie nämlich sehr trocken und langweilig sein, und bei allem rhetorischen Aufwand von prunkenden Phrasen sehr unerbaulich. Nur wo das Rechte auch am rechten Orte und auf die rechte, eindringliche Weise gesagt wird, verfehlt keine Predigt, wenigstens für geistesverwandte Zuhörer, ihre Wirkung. Und dieses an hohen Mustern sowohl in Bezug auf ihre begeisterte Aussprache, als auch an ihrer schlichten, einfach-adäquaten nachzuweisen und meinen Studenten anschaulich zu machen, war mein Bestreben.

Sprachunterricht

Dieß Bestreben, überall auf's Innere einzudringen und von Innen heraus das Aeußere anziehend zu machen und in seiner Wichtigkeit erscheinen zu lassen, leitete mich auch bei meinem Sprachunterricht. Ich habe zwar gehört und zum Theil selbst gesehen, daß es andere durch ein mechanisches Verfahren in der Routine des Sprechens und Schreibens schneller weiter brachten. Mir wäre diese Verfahrungsweise nicht möglich gewesen. Ich las z.B. in einer Klasse Manzoni's Promessi Sposi[381], dieses bewundrungswürdige Buch der italienischen Literatur, und einzelnes von Silvio Pellico[382], den beiden, welche mir deutsche Gemüthlichkeit und Tiefe am glücklichsten mit italienischem brio und Farbenglanz zu verbinden scheine; aber ihren Werth auch Seitens der Sprache klar zu zeigen und

recht lebendig fühlen zu lassen, schien mir nur dann möglich, wenn es mir gelänge, ein Interesse für Charactere und den Inhalt überhaupt bei den Schülern zu wecken. Nur dann kann ein Don Abundio und sein Gegenfüßler, Fra Cristoforo, nur dann ein Don Rodrigo und ein Azzeicagarbugli, eine Lucia gegenüber ihrer Mutter, Agnesia einer Perpetua, ein Federigo Borromeo und der Incognito in ihrer ganzen Bedeutsamkeit erscheinen und jedes Wort, jede Phrase als ein mehr oder minder bedeutsamer Pinselstrich in dem Gemälde. Da fühlt man so recht die Wahrheit von Jean Paul's Paradoxon: «Man muß die Grammatik durch die Sprache, nicht die Sprache durch die Grammatik lernen.» Und wie angenehm und lieblich wird dann auch nicht jedes Sprachstudium!

Tod meiner Catharina Sophia

Das erste schwere Leiden, das uns in Chur traf, war die ernstliche Erkrankung meiner lieben Catharina Sophia, welche dann auch bald im Alter von acht Jahren und zwei Monaten den 8ten Merz 1838 morgens sieben Uhr vom himmlischen Vater in's bessere Leben abberufen wurde. In der Christnacht geboren, hatte sie sich auch durchgängig als ein wahres Christkind gezeigt. Mit der bewundernswürdigsten Feinheit der Sinne verband sie, wie ich schon früher von ihr bemerkt, auch eine seltene Feinheit und Selbständigkeit des Geistes und eine Seele voll Zartheit und Liebe, so daß sie nicht nur der Liebling von Eltern und Geschwistern wurde, sondern auch Freunde für sich einnahm. Diese seltene Liebenswürdigkeit und Anmuth der Seele ließ mich schon früh ahnen, daß sie nicht auf lange für diese Welt bestimmt sein dürfte. Schon seit zwei Jahren litt sie an einem Eiterflusse am Fuße und auch früher schon an Scropheln, die sich bald hier, bald dort kundgaben. Bei allen diesen Uebeln war sie aber stets heiter und unverzagt, und ihren kranken Fuß verband sie jeden Morgen selbst nach Vorschrift und unter mancherlei Scherzen. Seit sechs Wochen wurde sie aber leidender, so daß der Arzt Einsprützungen in die Wunde für nöthig hielt. Darüber erkrankte sie immer ernstlicher, fing an aufzuschwellen, der Geschwulst dehnte sich mehr und mehr aus, bis er ihrem zarten Leben ein Ende machte. Ich mißte diesen theuern Liebling meines Herzens schwer; ergab mich aber in den göttlichen Willen, überzeugt, daß er auch hier nur gut sei, und kann dem Herrn noch immer danken, daß er sie mir gegeben hat, wenn er sie mir auch so früh schon wieder nahm. In ihr habe ich das kindliche Leben von einer so schönen Seite kennen gelernt. Als sie beklommen, aber ruhig in ihrem Bette lag

und ich sie betrübt fragte, an wen sie denke, sagte sie, wie schon bemerkt, bewegt: «Alla bunna mamma!» Es waren ihre letzten Worte und tröstlich, insofern als sie auf Wiedervereinigung deuteten. An ihre Leiche habe ich die übrigen Kinder öfters geführt, mit ihnen vom Tode gesprochen und gebetet mit dem Wunsche, daß dieser Eindruck sich lange in ihrer Seele erhalten möge, und doch werde ich wohl jetzt der einzige sein, der sie noch warm im Herzen trägt und in Gedanken zu ihr zurückkehrt. Doch eine noch höhere Liebe wird sie umfahn, die des himmlischen Vaters. Heute aber fließt noch die Thräne der Liebe zu dir, meine theuere Tina, auch auf dieser Erde, und nur mit mir wird sie versiegen, und große Freude wird es für mich sein, dich wieder zu finden.

Gesellschaftliches Leben

Zu gleicher Zeit mit mir war Herr Doktor Moller an der Kantonsschule angestellt, dessen Frau ein sehr gebildetes, liebenswürdiges Weibchen und deren Stiefmutter eine Tochter Jung Stilling's[383] war. Erstere liebten beide die Geselligkeit und luden oft kleine Gesellschaften zum Thee ein. Man wurde einig, ein klassisch-dramatisches Stück zu lesen, und zwar mit Vertheilung der Rollen. Daran nahmen auch Antheil Freund Battaglia, dessen spätere Frau, Fräulein Rosina Bavier[384], Fräulein de La Grange und Fräulein Iduna Lenz[385], Enkelin des alten Salzmanns in Schnepfenthal. Letztere war Erzieherin der Kinder der Familie von Planta-Reichenau, eine hohe, schöne Gestalt, und obwohl schon tief in die dreißig, sah man ihr wohl an, daß sie sehr schön gewesen sein mußte, weil ihre Züge immer noch fein und bedeutsam waren. Auch in geistiger Beziehung verrieth sie Klarheit und Schärfe des Verstandes und Gewandtheit und Lebendigkeit in der Unterhaltung, in ihrem Kopfputz und sonstigem Anzuge die größte Einfachheit und Reinlichkeit. Ich fand an ihr nichts auszusetzen, das mir mißfallen hätte, mußte sie wegen mancherlei in meinem Innern achten und loben, mied aber dennoch die Unterhaltung mit ihr, theils weil ich Mühe hatte, ihrer schnellen, fein sächsischen Sprache zu folgen, theils auch, weil ich bei aller Anerkennung ihrer geistigen und körperlichen Vorzüge doch nicht die innere Sympathie für sie fühlte, die ich hin und wieder so schnell und so entschieden für Frauenzimmer gleich bei der ersten Bekanntschaft empfunden habe. Ich sah sie auch nur in dieser Lesegesellschaft bei Mollers, die im Herbst und Winter von 1838 bis 1839 fortbestand und die sie auch nur höchst selten besuchte, und zwar ohne sich mit am Lesen zu betheiligen. Im Merz dieses Jahres, am Todestage meiner seligen Sophie,



Iduna Carisch-Lenz, zweite Ehefrau Carischs (Ausfeld'sches Familienarchiv, Schnepfenthal/Thüringen [B], Nr. 103).

verfiel ich bei der Erinnerung an dieses liebe Kind in eine ungewohnte Wehmuth, sei es im Gefühl meiner Isolierung oder der Wahrnehmung wegen, wie schwer es einem Vater fällt, die Kinder ohne rechte Hülfe gehörig zu erziehen; denn das wird wohl eine allgemeine Erfahrung sein, daß, wie große Freude wir auch an unsern Kindern in frühester Jugend haben, wir nachher doch auch wahrnehmen müssen, wie sich die Sünde unter mancherlei Formen bei ihnen entwickelt, während es uns unmöglich wird, ihr auf wünschbare Weise Einhalt zu thun.

Zweite Heirath

In dieser trüben Stimmung befand ich mich, als mir Freund Moller eines Tages ein kleines Büchelchen: «Worte an deutsche Mütter und Erzieherinnen»[386] rühmte, welches jenes Fräulein Iduna, doch ohne sich zu nennen, für ihre zwei ehemaligen Elevinnen Schiffert aus Königsberg in Ost-Preußen vor mehreren Jahren geschrieben hatte. Auf meinen Wunsch hin verschaffte er mir ein Exemplar dieses Werkchens, welches mir sowohl wegen der darin ausgesprochenen Erziehungsgrundsätze als auch durch die einfache, schlichte Darstellung derselben so wohl gefiel, daß ich mich des Gedankens nicht erwehren konnte: «Eine solche Frau solltest du für die Erziehung deiner Kinder haben, und keine größere Wohlthat könntest du ihnen verschaffen als durch die Ermittlung einer solchen Mutter.» Rasch und entschieden, wie ich in meinen Entschlüssen zu sein pflege, theilte ich diesen Gedanken Freund Moller sogleich mit, hörte von ihm nur Gutes sowohl über Iduna als über ihre Familie und wandte mich sodann auch noch an meinen Freund, Herrn Obrist von Planta selbst, in dessen Hause sie war, indem ich ihm meine Lage und meine Gedanken mit der Bitte vortrug, mir offen und ohne Rückhalt seine Ansicht mitzutheilen und mir zu rathen. Gewiß hat er mir seine Herzensmeinung ohne Falsch ausgesprochen; aber, wie es in solchen Fällen zu gehen pflegt, in einer Weise, daß die Entscheidung dem Rathsuchenden nicht sehr erleichtert wurde, und weil ich nur zufälliger Weise diese Dame auch von Herrn Hauptmann Valair[387] in Reichenau, ohne daß er auch nur ahnen konnte, daß ich ein besonderes Interesse für sie hätte, sehr rühmen hörte, war mein Entschluß gefaßt.

Die

Erziehung des Kindes.

Ein Geſchenk

für

junge Frauen und Mütter.

Von

Iduna de Cariſch,
geb. Lenz.

Zweite vermehrte Auflage
der „Worte an deutſche Mütter u. ſ. w.“

Jena,
Druck u. Verlag von Friedrich Mauke.
1853.

Bei meinen dermaligen Vermögensumständen, so dachte ich, ist mein höchstes Bedürfnis, eine angemessene Gehülfin zur Erziehung meiner Kinder und für diese ohnstreitig die größte Wohlthat, die ich ihnen erweisen kann und soll. Auf Vermögen brauche ich nicht zu sehen, und kann ich eine Enkelin Salzmann's glücklich machen, so ist auch dieß schon Erhöhung meines eigenen Glückes; und weit lieber eine Frau von neun und dreißig als von zwanzig und auch fünf und zwanzig Jahren, wenn nur die geistigen Erfordernisse der Achtung und Sympathie nicht fehlen. Für diese aber, woher die nöthige oder hinlängliche Bürgschaft nehmen als vom Beistand Gottes und vernünftiger Ueberlegung? Im Vertrauen, mich nicht in ihr geirrt zu haben, bot ich meine Hand dem Mädchen an, indem ich auf meine Lage, meine Bedürfnisse und Erwartungen und, ich glaube, auch auf meine Schwächen hinwies, erhielt die ihrige, und die Verlobung war in wenig Tagen geschlossen.

Es war dieß eine Heirath des Verstandes, durch keine Motive gewöhnlicher Verliebung bestimmt. Das Wohlwollen gegen meine Braut wuchs, je mehr ich sie kennen lernte und sie im Umgang mit meinen Kindern sah, und ich kann glauben, daß ersteres mir gegenüber auch bei ihr der Fall gewesen sei. Mein ganzes Vertrauen stand darauf, daß sie die beste Erzieherin für meine Kinder sein werde, die ich je zu finden hoffen dürfe; wie sie aber im Uebrigen sein werde, ob auch eine gute Hausfrau, verständig und haushälterisch in der Leitung des Hauswesens, ob sie, die in Verhältnissen gelebt hatte, wie dieß im Schiffertschen und von Plantischen Hause der Fall war, auch für einen so einfachen und in seinen Forderungen doch vielleicht nur zu schroffen Mann, wie ich war, passe, sich glücklich fühle und glücklich machen könne, daran, ich gestehe es offen, hatte ich gar nicht oder nur wenig gedacht, und in sofern konnte ich meine Heirath, die ich eben eine Heirath des Verstandes genannt habe, mit gleichem Rechte auch eine des Unverstandes nennen. Es gehörte auch gewiß das rasche Wesen meines Characters dazu, daß sie zu Stande kam; denn auch Seitens meiner Braut waren es gewiß mehr gute Hoffnungen als andere Motive, die sie so bald zu diesem Entschlusse zu bestimmen vermochten. Doch die Vorsehung hatte auch hier besser für uns gesorgt, als wir selbst durch langes Nachdenken und längere Bekanntschaft es zu thun vermocht hätten; denn, ich glaube fast, wenn wir bei unserem beiderseitig sehr entschiedenen Character und unserer ausgeprägten Individualität uns gleich anfangs recht genau gekannt hätten, es beiden wenigstens unendlich schwerer gefallen sein würde, in diese Ehe zu treten, während wir uns in derselben, da wir den guten Willen gegenseitig auch bei divergirenden Ansichten nicht verkennen konnten, immer, ich möchte

sagen, je länger je glücklicher fühlten und ich der Vorsehung besonders jetzt nicht genug danken kann, daß ich an Iduna eine Frau gefunden habe, die mein Leben nicht nur in mannigfacher Hinsicht sehr verschönert und erheitert, sondern auch in mancher Beziehung zu meiner Besserung und Vervollkommnung viel beigetragen hat und meine Liebe dermalen gewiß in weit höherem Maße besitzt als im ersten Jahre unserer Ehe.

Familie meiner zweiten Frau

Die ersten und in der That großen Freuden, die ich während meiner Verlobungszeit genoß, waren diejenigen, die ich bei Durchlesung der vielen schönen Briefe empfand, die häufig von Schnepfenthal und von anderen Seiten her an meine Braut ankamen und die sie mir natürlich alle frisch mittheilte. Gebildete Verwandte zu besitzen, war immer ein heißer Wunsch meines Herzens gewesen, und dieser wurde jetzt in reichem Maße erfüllt.

Der alte Salzmann hatte nicht allein durch sein berühmtes Institut[388], das noch immer fortbesteht, sondern auch durch seine Volks- und Jugendschriften europäischen Ruf erhalten und stand auch bei mir seit vielen Jahren in hoher Achtung; eine Enkelin von ihm zur Frau zu haben, erschien mir nicht nur aus gemeiner Eitelkeit schmeichelhaft. Er hatte dreizehn Kinder hinterlassen, von denen eilf noch am Leben waren, die zahlreiche Nachkommenschaft hatten. Seine älteste Tochter, meine Schwiegermutter, war an den Director Lenz[389] aus Gera verheirathet gewesen, einen sehr gelehrten und edeldenkenden Mann, aber nicht ohne große Eigenheiten. Er war früher Lehrer an der Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal, dann Director am Gymnasium zu Nordhausen und später fünfzehn Jahre am Gymnasium Weimar gewesen. Bei der Hochzeit dieser Brautleute lud Salzmann die ganze feiernde Gesellschaft vor dem Mittagsessen zu einem Spatziergange ein, führte sie auf eine Anhöhe, von der man die so viel Abwechslung darbietende Gegend rings übersieht, machte das Brautpaar auf die Reitze der Natur aufmerksam und fügte hinzu, diese schöne Natur bestimme er ihm zur Mitgabe in der gewissen Ueberzeugung, daß ihm dieselbe, so lange es seiner Bestimmung gemäß lebe und seine Unschuld bewahre, eine nie versiegende Quelle des reinsten, stärkendsten Vergnügens bleiben und ihm einen sichereren und bleibenderen Genuß gewähren werde als Reichthum und irdisches Gut, wenn er im Stande wäre ihm auch noch so viel von diesem mitzugeben. Aus dieser Ehe entsprangen zwölf Kinder, von denen zehn, drei Söhne und sieben

Töchter, noch am Leben und die meisten schon verheirathet waren. Da war eine Thusnelda, die Gemahlin ihres Oheims, des Hofrath Salzmann[390], welcher noch Director des von seinem Vater begründeten Institutes war: eine der lieblichsten Frauen, die ich kennen gelernt habe, noch in ihrem fünfzigsten Jahre, wo ich sie zum erstenmale sah, schön und höchst anziehend, wie ich sie mir schon aus ihren Briefen gedacht hatte. Da war Bertha[391], an Pfarrer Müller in Döllstädt verheirathet, einen durch seinen Character wie durch seine Thätigkeit und Erziehungskunst sehr schätzbaren Mann; dann Minnona, einst von reitzender Anmuth und Schönheit der Gestalt und des Geistes, die mir sehr theuer geworden ist; dann Theona[392], seitdem an Rein, einen früheren, verdienstvollen Lehrer in Schnepfenthal, später Pfarrer in Stazza und Adjunctus in Zella, verheirathet; Meta und Emma[393], letztere die Gemahlin des Regierungsraths von Blumröder in Sondershausen. Von den Söhnen ist Harald[394] durch seine Naturgeschichte und Forschungen über die Schlangen, seine Botanik u.s.w. in der literarischen Welt bekannt und berühmt geworden. Sehr schöne Kenntnisse besaßen auch Wodan[395] und Siegmar[396], von denen letzterer immer noch Lehrer und Bereiter am Institute ist, ersterer aber seit seiner Rückkehr von America schon viele Jahre an verschiedenen Bezirksschulen der Kantone Bern und Waadt angestellt gewesen ist. Unter den Vorfahren von väterlicher Seite finden sich berühmte Namen als eines früher angesehenen Geschlechtes, und aus der lateinischen Lebensbeschreibung, die Director Lenz von seinem Bruder, Professor in Gotha, herausgegeben hat, geht hervor, daß die Familie mit Lucas Kranach verwandt und daß der Kanzler des Churfürsten Friedrich von Sachsen, welcher die Augsburger Confession vor dem Reichstage daselbst mit Stentorstimme verlas, ein Vorfahre der Familie Lenz war.

Von den Kindern des alten Salzmann waren, neben meiner Schwiegermutter und meinem obenerwähnten Schwager, noch am Leben: Der Stallmeister des Herzogs von Gotha, Friedrich Salzmann[397]; Forstrath Ernst[398], ein sehr schöner und liebenswürdiger Mann; Philipp[399], der Africa und Brasilien bereist hatte und durch seine naturhistorischen Sammlungen bekannt und berühmt geworden ist; Gotthilf[400], ein gründlich gelehrter Theolog, früher Professor in Elbing, jetzt in Schnepfenthal privatisirend; drei Töchter, an drei Brüder Ausfeld vermählt: die Wittwe des Professor Weißenborn[401] in Schnepfenthal, diejenige des verstorbenen Märcker[402], Lehrers in Meiningen, und Sophie[403], Vorsteherin einer Töchterschule daselbst.

Auch mit fürstlichen Familien war meine Braut bekannt und vertraut, dieß namentlich mit der Hohenlohe-Langenburgischen, von der eine nahe

Angehörige, Gräfin Maria Reichenbach, in der Lenzischen Familie erzogen und ihrer speciellen Aufsicht übergeben worden war, und mit derjenigen des Fürsten Reuß-Schleitz, die ihren älteren, sehr schwächlichen Prinzen der Familie Lenz zur Erziehung und Pflege anvertraut hatte. Ihre Dankbarkeit zu beweisen, nahmen Fürst und Fürstin meine Braut auf eine Schweitzerreise mit, behandelten sie mit der größten Herablassung und Güte und besuchten sie auch später, aus Italien zurückkehrend, in Chur.

Neues häusliches Leben

Unsere Hochzeit feierten wir am 9ten Juni 1839, wie es sich gebührte, einfach und in kleiner Gesellschaft. Wir wurden früh morgens in der unteren Kirche von Freund Battaglia getraut, traten dann mit den beiden älteren Kindern eine kleine Reise über Toggenburg nach Zürich und von da nach dem Rigi an und kehrten nach acht Tagen heiter und wohlbehalten zurück.

Wie sehr ich einer solchen Gehülfin bedurfte, zeigte sich jetzt mehr und mehr; denn bei meinen beiden jüngeren Kindern hatte sich in der für solche Krankheiten besonders nachtheiligen Churer Luft ein hartnäckiges scrophulöses Augenübel entwickelt, welches aller der Verständigkeit, Mühe und Sorgfalt in Bezug auf Diät und Heilmittel bedurfte, die meine Frau zeigte, um die armen Kinder davon zu befreien. Ich bewunderte ihre Festigkeit, in der Durchführung des als zweckmäßig Erachteten und vom Arzt vorgeschriebenen, und auffallend zeigte sich besonders die Wirkung des Sitzens und Liegens in feinem, von der Sonne erwärmten Sande, von dem meine Frau ein paar Fuder in den Hof hatte führen lassen, nach zuvor genommenem Bade von Salzniederschlag. Wie sehr auch die Kinder in dieser Hitze glühten, schwitzten und aufgetrieben schienen, so zeigten sich doch bald die heilsamsten Wirkungen davon. Auch der Aufenthalt von einigen Sommerwochen in Churwalden diente sichtbar zur Stärkung der Kinder, und ich bin überzeugt, daß, wenn das Uebel sich allmälig verlor und Gesundheit und Heiterkeit wieder zurückkehrten, meine Kinder dieses nebst dem höheren Beistande ganz vorzüglich der sorgfältigen Pflege verdankten, die die Mutter ihnen widmete.

Krankheit

Doch im folgenden Jahre wurde auch ich von einem Halsübel befallen, welches zu heilen ich bei sonst voller Gesundheit begann und durch die dagegen angewendeten Medicinen in zwei Monaten so herunterkam, daß ich keine Viertelstunde weit mehr zu gehen vermochte und dem Tode ganz nahe schien. Eine Kur von Emserwasser, die mir nun verordnet wurde, verursachte so furchtbare Coliken, daß ausgesetzt werden mußte. Zuletzt rieth mir der Arzt Luftveränderung an und schickte mich nach Thusis, wo mich die freundlichen Frauen der Doktoren Veraguth[404] in ihr Haus einluden und mit der gütigsten Sorgfalt pflegten. Der junge Doktor nahm mich in die Kur, und in welche! Ohne zu mediciniren sollte ich Tag und Nacht so viel Thusner Wasser trinken, wie ich vermochte, und damit begann auch die sichtlich schnell fortschreitende Beßrung. Mit Freund Fr. Frizzoni und Gündel reiste ich dann nach Zürich, den erkrankten Hosang zu besuchen, und eine Kur in Gais, wo ich von Herrn Krüsi, bei dem ich meinen älteren Sohn hatte, freundlich in's Haus aufgenommen wurde, sowie eine spätere in Fidris stellten meine Gesundheit bleibend wieder her, und seit fünfzehn Jahren bin ich dann auch gesunder geblieben als sonst in irgend einer Periode meines Lebens.

Ansicht von der Ehe überhaupt und von meiner zweiten Ehe

Eine zweite Ehe war ich also eingegangen. Dieser Umstand hat mir später bei'm Studium der Kirchengeschichte und der Ethik, wo dieser Gegenstand so oft und so ernst zur Sprache kömmt, zu reiflichem Nachdenken Anlaß gegeben. Allerdings hat die Ehe und um so mehr eine zweite Ehe eine Licht- und eine Schattenseite, und auch hier gilt gewiß das alte Sprüchwort: «Duo cum faciant idem, non est idem.» Nur zu oft trennt man im Leben, was, um es richtig zu beurtheilen, von dem Ganzen, zu dem es gehört, nicht getrennt werden sollte. Wird die Ehe nur als erlaubte Gelegenheit und gebotenes Mittel aufgefaßt, die Sinnlichkeit zu befriedigen, wie dieß von den strengen Häretikern früherer Zeit und später von der katholischen Kirche geschehen ist, und ist die Sinnlichkeit in dieser Beziehung nur etwas Sündliches, Niedriges, wie es bei sehr vielen der Fall sein mag, nun ja, dann mag Enthaltsamkeit von der Befriedigung nicht nur außer der Ehe, sondern auch in der Ehe eine Tugend, ein Vorzug sein, und die Ehe selbst nur als ein Uebel zu betrachten, das zu gestatten, ist nur, um ein größeres Uebel zu verhüthen, der menschlichen Schwachheit wegen.

Das ist aber eine höchst einseitige Auffassung der Ehe, die in ihrem eigentlichen und vollständigen Wesen etwas viel Höheres und Weiteres ist, für die Läuterung und Erhebung des Geistes, für die Entwicklung mannigfacher geistiger Güter und Genüsse nicht weniger fruchtbar als für die Befriedigung der sinnlichen, die bei rechter Gesinnung auch die Seelen und zwar nachhaltig, fester und inniger vereinigen, das gemeinsame Leben und jedes Geschäft desselben erleichtern und dadurch Zufriedenheit und guten Fortgang befördern. Die Vorzüge der Ehe vor der Ehelosigkeit sollten daher nicht bezweifelt werden können, und die Frage, mit der sich die Gelehrten beschäftigen und die die Gesetzgeber und Religionslehrer in's Auge fassen sollten, kann meines Erachtens nur in subjektiver Beziehung entstehen, ich meine: Ist die Ehe für A. B. oder C. mehr als ein Gut oder mehr als ein Uebel zu betrachten?

Soviel über die Ehe im Allgemeinen und im Besondern von der ersten; denn je vollkommener diese gewesen, um so schwerer wird natürlich der Betreffende sich in Rücksicht, was ihn selbst betrifft, zu einer zweiten entschließen, wenn er nicht allzu sinnlicher Natur ist. Aber zur Schließung einer zweiten sind die Aufforderungen nicht selten noch gebieterischer als zur Schließung der ersten. Da ist zuweilen ein weitläufiges Hauswesen, da sind Kinder, die einer anderen Pflege bedürfen, als die er ihnen auf sonstige Weise zu verschaffen im Stande ist. Die eigentlich sittliche Frage kann also auch hier nur die sein, ob die fragliche zweite Ehe eine geeignete sei und vernünftigerweise das hoffen lasse, was ein rechtschaffener Mann und Vater für seine Familie nicht weniger als für sich bedarf und damit bezweckt. Denn gewiß können die Motive zu einer solchen noch dringender werden und seine Handlung also auch eine durchaus sittliche und von der Sittlichkeit wirklich gebotene sein. Die rechte Ehe setzt aber die rechte Ausbildung der Individualität voraus, wie der vollkommene Mensch auch individuel ausgebildet sein muß. In je höherem Grade dieß aber der Fall ist, um so schwieriger wird demselben das Eingehen einer Ehe werden. Ehelosigkeit ist daher natürlich und zu entschuldigen, wo eine Individualität recht stark hervortritt, nur in einer ihr entsprechenden Individualität Befriedigung erwartet und eine solche, wie oft geschieht, nicht aufzufinden vermag.

Kinder aus dieser Ehe

Den 19ten September 1840 segnete der Herr unsere Ehe mit einem gesunden Töchterchen, Sophia Magdalena, und zwei Jahre später, bald

nach unserer Ankunft in Schnepfenthal, wohin ich mit der ganzen Familie, Theodor ausgenommen, der noch auf der Schule war, reiste, um meine dortigen Verwandten auch persönlich kennen zu lernen, wurde meine Frau von einem Knaben entbunden, der aber gleich nach der Geburt starb und auf dem romantischen Gottesacker daselbst im Grabe seines Großvaters ruht. Sein Name ist nur im Himmel geschrieben. Dieß war eine wehmüthige Erfahrung und ergreifend war es mir besonders, als nur ich mit meinen drei Kindern und der Hebamme ihn zu seiner Ruhestätte begleiteten. So ist es dort in solchen Fällen Sitte. Todtengräber und Hebamme sprachen leise ein Gebet, und ich selbst einige Worte für mich und die Kinder.

Schnepfenthal

In Schnepfenthal, welches mir durch seine Lage und Einrichtung, letztere ein Werk des alten Salzmann, sehr anziehend wurde, und wo ich in Folge der früheren Niederkunft meiner Frau, als diese erwartet worden, drei Monate verweilte, um dann die Familie mit nach der Schweitz zurück zu nehmen, brachte ich im Uebrigen sehr angenehme Tage zu. Viele meiner Verwandten, die ich nun persönlich und durch häufigen Umgang kennen lernte, wurden mir von da an sehr theuer, besonders meine Schwiegermutter, eine Frau voll Thätigkeit und Liebe, die ihres hohen Alters ungeachtet im Umgang wie in ihren Briefen nicht nur Gemüthlichkeit, sondern auch einen gewissen poetischen Schwung zeigte, der jede Unterhaltung mit ihr sehr angenehm machte. Dann meine Schwägerin Thusnelda, obgleich bereits fünfzigjährig, mit ihrem seelenvollen Auge, ihrer wohltönenden, lieblichen Stimme und ihrem durch und durch freundlichen Wesen, eine für mich höchst anziehende Erscheinung und mit mir durch Aehnlichkeit des Sinnes und Denkens bald innig vertraut. Ferner meine Schwägerin Minnona, ein sehr liebliches Wesen, wenn auch bereits über die Blüthe der Jahre hinaus, und in allem ihrem Thun voll Grazie und Würde. Auch die Lebendigkeit meines Schwagers Harald mußte ich bewundern, wie er nur bei'm Wassertrinken einen ganzen Abend hindurch so heiter plaudern konnte, während uns Schweitzern das Wein- oder Bierglas für längere Unterhaltung fast unentbehrlich scheint. Sehr lieb wurde mir auch Girtanner, der alte, ehrliche Schweitzer mit seiner Originalität und seinen Eigenthümlichkeiten. Er war früher Zögling in Schnepfenthal gewesen, dann als Lehrer dahin zurück gekehrt, in

welcher Stellung er, obgleich er nur noch wenig Stunden gab, noch war und da mit seiner schönen Familie aus Renten lebte.

Im Uebrigen waren alle den ganzen Tag hindurch so überaus in Anspruch genommen, daß man sie nicht leicht auch nur auf kurze Stunden zu sprechen bekam.

Kirschfest

Ein munteres Volk waren die Zöglinge in ihren rothen Jacken und ohne Hut und Mütze und auf Spatziergängen schnell wie Rehe dahinhüpfend, was ich auf einem Ausfluge nach dem Inselsberge zu sehen Gelegenheit hatte. Sehr gemüthlich und rührend erschien mir das Kirschfest. Der alte Salzmann hatte den Hügel, auf welchem die Institutsgebäude stehen, ebnen lassen, wobei ihm auch Lehrer und Zöglinge hülfreiche Hand leisteten. Auf den durch die abgegrabene Erde erweiterten Damm desselben, Schanzplatz genannt, wurden meist von den Institutsmitgliedern selbst Kirschbäume gepflanzt, jedes derselben erhielt einen davon zum Eigenthume, von welchem es, so lange es in Schnepfenthal anwesend war, die Früchte genießen durfte. Nachdem nun die Zöglinge am Kirschfeste einige große Wäschkörbe voll Kirschen gepflückt und wie die übrigen Gäste unter der großen Linde, die sich in Mitten der Kirschbäume auf dem Schanzplatze befindet, Platz genommen hatten, verlas Herr Wilhelm Ausfeld die Namen der noch lebenden und früheren Besitzer dieser Bäume nebst kurzen Notizen über ihren jetzigen Stand und Aufenthalt, wobei es natürlich von vielen hieß: «Im Lande der Seligen.» Dann wurde ein, wenn ich nicht irre, vom alten Salzmann selbst zu diesem Zwecke gedichtetes Lied gesungen und dazwischen die herumgereichten Teller mit Kirschen und Weißbrod geleert.

Auch an auswärtigen Besuchern fehlte es nicht: da kamen täglich Eltern und Verwandte der Zöglinge, Gäste aus der Umgegend oder solche, die früher im Institute erzogen worden waren, um Frau und Kindern den Ort zeigen, ev. ihn selbst nochmals zu sehen, wo sie so schöne Jugendtage verlebt und von dem sie ihnen so viel erzählt hatten, so ein russischer Graf, der wohl vor vierzig Jahren Zögling gewesen war, mit seiner Familie, ein von Berlichingen u.s.w.

Auch in Gotha wurden mir Onkel Ernst und seine Familie, besonders durch die Liebe, die sie meinen Kindern bewiesen, die sich mit mir bei ihnen so wohl befanden, sehr lieb; in Meiningen Tante Sophie und Diaconus Calenberg, Schwiegersohn der Tante Märcker. Daß mir auf

diese Weise der Aufenthalt in Deutschland sehr lieb wurde und wir eine Menge sehr lieber Reminiscenzen mit nach der Schweitz zurückbrachten, ist natürlich. Er hat mir noch in der Erinnerung viel Vergnügen gemacht.

Tod unserer Sophia Magdalena

Im folgenden Jahre, 1843, gegen Mitte September, erkrankte unsere liebe Sophia Magdalena an der Ruhr, und ungeachtet der emsigsten Sorge und zartesten Pflege ihrer Mutter starb sie nach neun Tagen und heftigen Schmerzen den 22sten September. Ihr Tod ging auch mir sehr nahe, weil ich an ihrer Entwicklung Freude fand und so gern gezeigt hätte, wie sehr ich sie liebte, was einem Vater doch erst im Fortlauf der Jahre in höherem Grade möglich wird. Ein furchtbarer Schlag war das aber besonders für meine arme Frau. Doch gerade die Art und Weise, wie sie sich dabei benahm, flößte mir die höchste Achtung für sie ein, denn ich hätte es kaum geglaubt, daß sie im Stande sein würde, diese Prüfung mit so viel Ergebung zu bestehen.

Gleich nach ihrem Hinschiede legte sie die liebe Entseelte aufs Bett, setzte sich an den Tisch daneben und beschrieb den Verlauf der Krankheit und die Empfindungen, die dabei in ihr erwacht und sie bis zu diesem Augenblicke durchdrungen hatten. Dieß, wie sie sagte, um das Bild des geliebten Kindes um so treuer und nachhaltiger in der Seele zu bewahren. Und es ist wahr, nur zu leicht bleicht sich ein solches im Laufe der Jahre ab, und wenn es nicht in treuer, zarter Eltern Herzen erhalten wird, so verschwindet es allmälig ganz und gar aus der Erinnerung der Menschen dieser Welt. Hierauf wusch und kleidete sie selbst ganz allein das liebe Kind, legte es in sein Bettchen und gab keine anderen Zeichen des Schmerzes als solche, die der zarten und innigsten Mutterliebe natürlich sind und so, im rechten Maaße gehalten, allen Nahestehenden nur Achtung und Bewundrung einflößen können.

Mit der neuen Hochachtung, die sie auf diese Weise in meinem Gemüthe begründete, wuchs auch das Vertrauen und die Liebe, die sich in der seitherigen Vergangenheit immer klarer und bestimmter heraus gestellt und auch in die spätere Zukunft oder auf den Abend unseres Lebens vertrauensvoll zu blicken ermöglichet hat. Jetzt besonders und seit Jahren fühle ich, welche großen Wohlthaten mir die Vorsehung durch diese zweite Ehe zugewandt hat, und nur mit Schrecken kann ich daran denken, wie öde und leer mir die Welt ohne meine nun fünfzehnjährige Lebensgefährtin werden müßte. Möge sie mir Gott erhalten bis zu meinem

Lebensende und ihr auch nachher so angenehme Tage, wie sie durch ihren Wandel überhaupt und ihre zarte Sorgfalt für mich verdient, schenken!

Erziehung der Kinder

Ich habe schon an einem anderen Orte bemerkt, wie zärtlich ich meine Kinder in ihrer ersten Jugend geliebt und wie sehr ich mich in dem Gedanken gefreut, sie von den Uebeln befreit hoffen zu dürfen, die mich selbst in früher Jugend am meisten gedrückt haben; ich meine von oeconomischer Abhängigkeit und Mangel an Verwandten, die sie auf den Weg der Tugend zu Gott zu führen, nicht nur [den] Willen, sondern auch [das nötige] Geschick hoffen ließen. Durch den frühen Tod ihrer Mutter war ihnen allerdings das wirksamste Mittel entrissen worden, Gemüthlichkeit und Liebe in ihren Herzen auszubilden, und die Dienstboten, wie sehr sie sie auch liebten, waren doch nicht geeignet, diesen Verlust zu ersetzen, sondern vielmehr durch blinde Liebe und Wohlmeinenheit sie auf Abwege zu führen, indem sie ja gewöhnlich die Fehler der Kinder nicht allein nicht gehörig bestrafen, sondern diese auch verheimlichen und daher gefährlichen Samen in's Gemüth pflanzen. Ein Hauptgrund, warum ich mich entschlossen hatte, Puschlav zu verlassen und den Ruf an die Kantonsschule anzunehmen, war gerade die Hoffnung, ihnen hier eine bessere Erziehung geben zu können, und dafür sollte nichts gespart werden. So hielt ich in Verbindung mit anderen befreundeten Familien (von Tscharner, Hößli und La Nicca) für die beiden älteren Kinder einen eigenen Lehrer, Herrn Enderlin[405], damals Schullehrerzögling in der obersten Klasse der Kantonsschule, und gab selbst Religionsstunde in dieser kleinen Schule. Später nahm ich für die jüngeren den Schüler Hößli[406] von Hinterrhein in's Haus, der meine Kinder beaufsichtigen und ihnen für die Stunden in der Stadtschule nachhelfen sollte und der sich auch ihre Liebe erwarb.

Theodor

Später sandte ich den Theodor nach Gais zu dem berühmten Pestalozzianer Krüsi, den ich auch persönlich kannte und auch schon seiner Gemüthlichkeit wegen hochschätzte. Nachdem ich ihn hierauf ein Jahr in der Kantonsschule gehabt, entschloß ich mich, auf den Rath meines Freundes, des Herrn Landammann D. Schindler[407] von Mollis, ihn zu

Herrn Pfarrer J. Heer[408] in Matt zu thun, wo auch er drei seiner Söhne hatte und sich sowohl von dem Aufenthalte in einem so abgelegenen Thale als auch von dem Unterrichte und der Erziehung des Herrn Pfarrers das Beste versprach. Dieser, der Vater des berühmten Naturhistorikers und Professors in Zürich, war als ein sehr rechtschaffener Mann und tüchtiger Lehrer in der Schweitz bekannt, und ich mußte ihn in seinem ganzen Verfahren gegen meinen Sohn und andere hochschätzen. Bei ihm war Theodor drei Jahre, zuerst in Matt und später in Wedenschweil, und in der That hatte ich nie größere Ursache mit ihm zufrieden zu sein als in diesem Institute, wo auch Söhne von reichen und angesehenen Familien aus Glarus, Zürich und anderen Kantonen in Erziehung waren.

Nun galt es, sich für einen Lebensberuf zu entscheiden, und Theodor wünschte Landwirth zu werden. Er wurde also nach Kreutzlingen auf die Landwirtschaftliche Schule gethan und meinem sehr vertrauten Freunde, Herrn Wehrli[409], empfohlen. Auch in dieser Schule blieb er drei Jahre, ging aber später vom Landmann zum Kaufmann über.

Andrea

Da mir gerade an der gemüthlichen und sittlichen Bildung Andrea's für seine erste Jugend viel lag, schien mir das Institut meines Schwagers in Schnepfenthal, bis er in die Kantonsschule treten konnte, für ihn das geeignetste zu sein. Ich hatte es so rühmen hören und selbst gesehen, welch heiteres Leben die Knaben da führten und mit welcher Anhänglichkeit und Liebe sich früher ausgetretene Zöglinge desselben erinnerten. Es waren da Kinder aus den höheren und höchsten Ständen, von welchen zumal bei der beständigen Aufsicht, die ihnen zu Theil wurde, weniger Verderben zu besorgen war. Daß meine Schwäger und Schwägerinnen sich Andrea's besonders liebreich annehmen würden, darauf konnte ich mit Zuversicht zählen, und so sandte ich ihn schon in seinem neunten Jahre dorthin.

Als ich ihn nach drei Jahren wieder nach Chur zurück nahm, bestand er die Prüfung zur Aufnahme in die Kantonsschule mit großen Ehren und kam, obwohl so jung, in die zweite Klasse. Nach sechs Jahren machte er in seinem achtzehnten Jahre das Examen de maturitate und hätte also wie seine Comilitonen zur Universität abgehen können, und von den gelehrten Fächern schien er für die Jurisprudenz die meiste Neigung zu haben; da er aber auch physisch noch sehr klein war und ich nicht allein der gewöhnlichen sittlichen Gefahren, sondern auch des Studiums selbst wegen den Besuch einer Universität für so junge Bursche nicht rathsam finde und

mich aus eigener Erfahrung hatte überzeugen können, wie wenig selbst begabte und wohl vorbereitete Studenten von der Universität in Vergleich mit dem haben, was sie davon haben könnten, wenn sie dieselbe etwas später und durch Jahre und Erfahrungen gereifter bezögen, glaubte ich ihn wenigstens noch ein Jahr in Chur behalten zu sollen, damit er sich an Selbstthätigkeit gerade in den Fächern, die ihm die anziehendsten wären, üben und seine Denkkraft stärken sollte. Nach Verlauf dieses Jahres erklärte er mir, sich lieber dem Kaufmannsstande als einem gelehrten Berufe widmen zu wollen, und wie weh mir dieses im Grunde auch that, wäre es doch ganz gegen meine Grundsätze gewesen, einen meiner Söhne zu einem Berufe zwingen zu wollen, zu welchem er nicht eigene innere Neigung fühlte. Ich gab meine Zustimmung mit der stillen Hoffnung, daß er vielleicht später seine Wahl noch bereuen und zum gelehrten Stande zurückkehren werde, mit der Ueberzeugung, daß er, sollte dieß auch erst nach drei bis vier Jahren der Fall sein, wenn er indeß rechte Liebe zu irgend einem gelehrten Fache bekäme, auch dann noch einen weit größeren Nutzen von der Universität haben müßte, als er bei seiner großen Jugend gleich bei'm Austritte aus dem Gymnasium gehabt haben würde.

Orsolina

Unsere Orsolina, später mit der poetischen Abkürzung des Namens Lina genannt, erhielt ihre Bildung nach dem Austritt bei Herrn Enderlin im Institute der Fräulein Friderike Eblin[410] und später in Aarburg bei Fräulein Schmidter[411], die ich als ein sehr achtungswerthes Frauenzimmer kennen lernte, die ihr Institut wirklich weniger aus finanziellen Zwecken als aus Liebe zur Jugend errichtet hatte und fortführte. Auch war die Wirkung dieses Schuljahres für meine Tochter sehr wohlthätig, und ich bin geneigt zu glauben, nicht weniger durch den Umgang mit guten Mädchen, mit denen sie dort zusammen traf, als durch den Unterricht, der ertheilt wurde und der wenigstens zum Theil viel zu hoch war. Lina war dort sehr gerne und begründete werthvolle, dauernde Freundschaftsbande mit Bernhardina Dosio[412] von Samaden, Maria Gilli[413] von Zutz und mehreren anderen Mädchen, die ihr liebe, treue Freundinnen geblieben sind. Auch im Hause meines Freundes, des Herrn Decan C. Schmidt[414], der damals dort in der Nähe Pfarrer war, genoß sie viel Freundschaft, und mit Freude und Dank hat sie seitdem stets an dieses in Aarburg zugebrachte Jahr zurück gedacht.



Andrea Carisch als Schüler in Schnepfenthal. (Ausfeld'sches Familienarchiv, Schnepfenthal [B] Nr. 104 [BV 3805]).

Um sie auf unserer 1842 unternommenen Reise nach Schnepfenthal mitnehmen zu können, woran mir viel lag, mußte ich sie einige Monate früher aus dem Institute zurücknehmen, als eigentlich mein Plan war, und gerade auf dieser Reise hatte ich Gelegenheit wahrzunehmen, wie sehr sie in gemüthlicher Beziehung in Aarburg gewonnen hatte, was sich auch aus ihren Briefen früher schon und immer noch auf erfreuliche Weise herausstellte. Schon durch ihre Aehnlichkeit mit ihrer seligen Mutter im oberen Theil des Gesichtes (Haare, Brauen und Augen) und geistig durch ihr heiteres Wesen, ihren leichten Sinn und ihre stete Fertigkeit zum herzlichen Lachen, war sie mir stets sehr lieb gewesen und wurde sie mir jetzt durch innere Vervollkommnung immer noch theurer, doch sollte auch sie, die zu Puschlav immer die größte Zuneigung hegte, nicht mehr lange im väterlichen Hause weilen.

Anna Maria

Meine jüngste Tochter, Anna Maria, war, wie schon oben bemerkt worden, seit unserem Aufenthalte in Chur oft unwohl gewesen und hatte viel an scrophulösen Augenübeln gelitten. Ihre Demuth und Sanftmuth, ihr Fleiß und Geist sowie ihr Sinn für Ordnung und Thätigkeit zeichneten sie vortheilhaft aus, machten mir viel Freude und ließen uns rücksichtlich ihrer auch gute Hoffnung für die Zukunft hegen.

Nachdem sie die fünf ersten Klassen der Stadtschule durchlaufen und auch das Institut der Fräulein Eblin zwei Jahre besucht hatte, sollte sie nun auch in ein [auswärtiges] Institut, wie sehr mir diese Mädchenanstalten auch im Ganzen zuwider waren. Dazu empfahl man mir das Institut der Frau Nagel-Heusi[415] in Zürich, in dem sie und ihre Töchter selbst den größeren Theil des Unterrichtes ertheilten und, soviel sich aus Briefen abnehmen ließ, gesunde Grundsätze befolgt wurden. Auch durch persönliche Bekanntschaft wurde diese Erwartung bestätigt: Frau Nagel erschien mir als eine sehr gebildete, achtbare Dame und ihre beiden ältesten Töchter nicht weniger, und so wurde denn meine Annina ihnen anvertraut. Im Winter des zweiten Jahres erkrankte sie aber ernstlich, und daß in dieser Beziehung alle Sorgfalt, die nöthig und Pflicht gewesen wäre, für sie gehegt worden, muß ich fast bezweifeln. Später fehlte es freilich nicht daran, allein ein Brustübel machte dem zarten Leben dieser theueren Tochter bald ein Ende, und am 20sten April 1847 wurde sie, statt nach Hause zurück zu kehren, in die wahre Heimath abgerufen, und ihre sterbliche Hülle ruht auf dem schönen Kirchhof von Neumünster, wo ein

hoher Denkstein die Stelle bezeichnet, wo sie ruht. Von der Krankheit des lieben Kindes benachrichtigt, eilte meine Frau sogleich nach Zürich, sie zu verpflegen, und zwei Tage später ging auch ich dahin. Das liebe Kind schien ihren Tod gar nicht zu ahnen und unterhielt sich am liebsten von Chur und was sie bei ihrer Rückkehr dahin thuen wolle, um der Mutter zu helfen und sie zu erfreuen. Doch schon am dritten Tage nach meiner Ankunft entschlummerte sie sanft hinüber und ließ uns in Trauer und Thränen zurück.

Der Freundlichkeit, die uns bei dieser Gelegenheit viele dortige Familien, z.B. die des Herrn Doktor Locher-Balber[416], von Orelli, diejenige meines Freundes Landammann Schindler, Herrn Regierungsrath Pestalozzi[417] und andere erwiesen, erinnere ich mich dankbar. Gott lohne sie ihnen und bewahre alle Eltern vor ähnlichen Prüfungen!

Tod meines Freundes Joh. P. Hosang

Als eines der wichtigsten Ereignisse für mein äußeres und öffentliches Leben kann ich wohl den Tod meines alten Freundes J. P. Hosang anführen. Er war schon lange Jahre bei Herrn A. Frizzoni in Bergamo, als ich als Erzieher seiner Knaben zu diesem in's Haus kam, und nahm sich meiner bei jeder Gelegenheit mit Liebe und Wärme an. Obwohl nur in der Schule von Fettan gewesen, hatte er sich nachher durch Fleiß und Studium zu einem Kaufmanne ausgebildet, der an Bildung seines Gleichen in Bergamo und weit herum suchte. Er las und schrieb neben dem Deutschen auch sehr gut Französisch und Italienisch, hatte einen scharfen Verstand, war, der Hypochondrie ungeachtet, an der er in der Einsamkeit litt, in Gesellschaft sehr heitern Humors und wußte diese dadurch wie auch durch seine Belesenheit in der neueren Literatur und sein Interesse für die Politik, in der er in Folge seiner Beobachtungen und seines trefflichen Gedächtnisses wohl beschlagen war, stets zu beleben.

Wir schlossen uns gleich innig an einander an; den meisten, den belehrendsten und unterhaltendsten Umgang hatte ich in Bergamo mit ihm, und auch nach meinem Abgange von da, blieb ich durch Briefwechsel in beständigem freundschaftlichem Verkehr mit ihm. Er ist der Stifter unserer schönen Kantonalarmenanstalt in Plankis, indem er die Fonds zu dieser dem Kanton vermacht und die Verwaltungscommission ernannt hat, die über dieselbe verfügen, und festgesetzt hat, nach welchen Grundsätzen sie verfügen soll. Dieses sein Testament hatte er schon im Jahre 1825 niedergeschrieben, es nachher durch mehrere Codicille, je nach

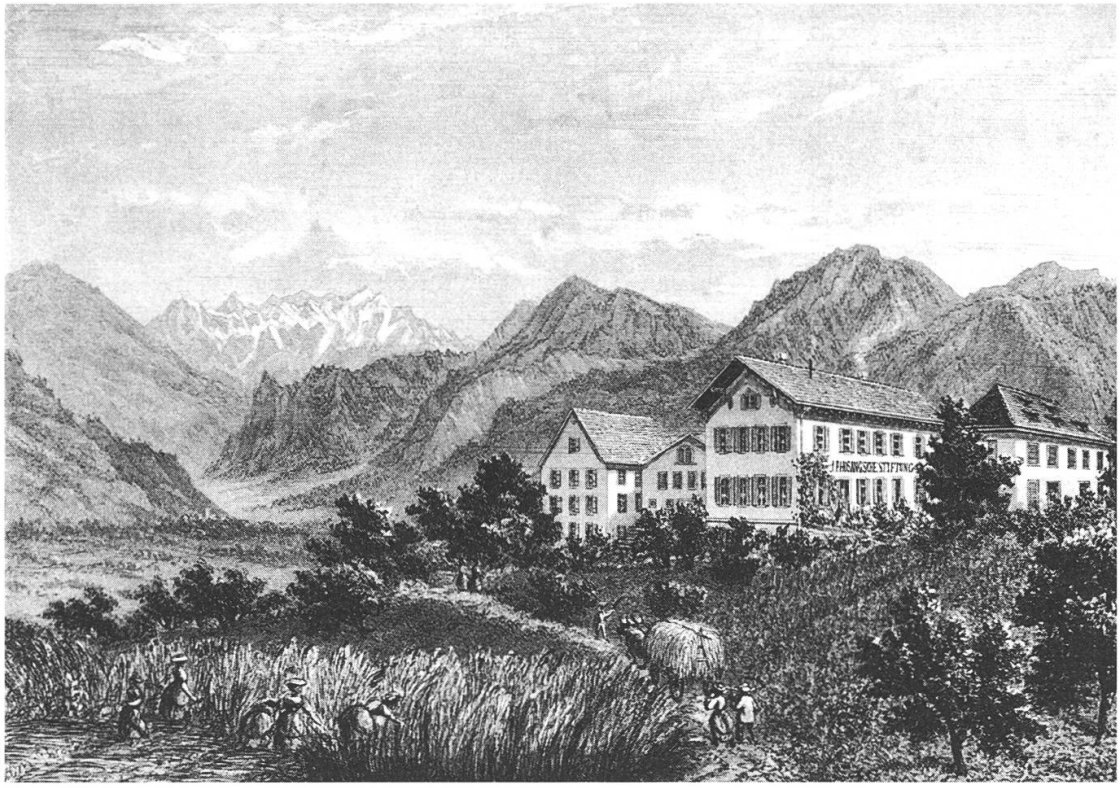
seitdem eingetretenen Umständen geändert oder modificirt, das Ursprüngliche aber in den Hauptsachen ganz beibehalten.

Hosangische Stiftung [418]

In diesem seinem Testamente hatte Hosang schon anfangs den Herrn Bürgermeister Fr. von Tscharner und mich als Glieder der Verwaltungscommission ernannt; erst im Jahre vor seinem Tode sprach er den Wunsch aus, daß Herr Bundspräsident B. von Bavier und Herr Bundspräsident Stephan von Pestalozzi[419] gleichfalls dazu genommen werden möchten. Den 27sten December 1841 starb er in St. Gallen, und so trat denn der Kanton in Besitz des Vermächtnisses und die Commission in Wirksamkeit. Das Protocoll gibt Auskunft über ihre Verhandlungen und einige Notizen über das frühere Leben Hosangs. Sein Testament habe ich im Monatsblatt No. 3 im Merz 1854 abdrucken lassen.

Die erste und wichtigste Frage, die entschieden werden mußte, war die: Was für eine Art von Stiftung soll aus dem Hosangischen Vermächtnisse gegründet werden, um dem Willen des Testators bestmöglichst zu entsprechen? Um über diese Frage mit um so größerer Zuversicht entscheiden zu können, wurde im November 1842 eine Aufforderung durch die Zeitungen veröffentlicht, Vorschläge einzusenden, welche milde Stiftung unseren Bedürfnissen nach die angemessenste sein möchte, wo sie errichtet und wie organisirt werden sollte.

Da die Ansichten, selbst in der Commission keinesweges entschieden waren und ziemlich von einander abwichen, mir aber die landwirtschaftliche Armenschule, schon seit vielen Jahren meine Lieblingsidee, vor allen anderen Anstalten den Vorzug zu verdienen schien, unterwarf ich in mehreren Artikeln, die unter dem Titel «Reflexionen» in der Churer Zeitung abgedruckt wurden, die von anderen gemachten Vorschläge einer möglichst gründlichen Beurtheilung und wies die Vortheile auf, die eine landwirthschaftliche Armenschule haben würde. Dieser Ansicht traten dann auch meine Collegen bei. So wurde die Gründung einer solchen beschlossen und das Frizzonische Gut in Plankis dazu angekauft, welches uns die beiden Brüder Johann und Friedrich Frizzoni zu diesem Behufe großmüthig um dreißig Tausend Gulden abtraten, die Gebäulichkeiten, und verschiedene gröbere Geräthschaften mit eingerechnet, und acht Tausend Gulden als ein Geschenk betrachtet haben wollten, das sie der Stiftung machten;denn ihnen war das Gut weit höher zu stehen gekommen



J. P. Hosang'sche Stiftung bei Chur (Stadtarchiv Chur)

und es ist außer Zweifel, daß sie durch Parzellierung desselben es auch um einen weit höheren Preis wieder hätten verkaufen können.

Die oben erwähnten Artikel der Churer Zeitung sind nachher den 11ten November 1842[420] eigens zusammen abgedruckt worden, und wie unvollkommen sie in sprachlicher Beziehung sind, zeigen sie doch, wie sehr mir die Sache am Herzen lag, zu dem vorgesteckten Ziele zu gelangen. So sah ich mich denn im Vorstande der besten Armenstiftung, die Bünden je gehabt hat, mit einigen meiner besten und geschätztesten Freunden vereinigt, vom Gründer selbst offenbar nur aus Rücksichten persönlichen Wohlwollens dazu ernannt. Man kann sich leicht denken, ob dieß nicht Auffordrung genug für mich war, mein Möglichstes zu thun, um das vom Freunde in mich gesetzte Vertrauen zu rechtfertigen und seinen edlen Zweck im möglichsten Maaße zum Segen für die betreffenden Armen zu fördern.

Diese Anstalt hat mir bereits viel Mühe, aber auch viel Freude gemacht, und wenn ich daran denke, welche Befriedigung mein seliger Freund empfinden müßte, wenn er, der so vereinzelt in der Welt stand, sehen könnte, wie er der leibliche und geistige Versorger einer so bedeutenden

Anzahl armer Kinder geworden ist und, so es Gott gefällt, bis in die späteste Zukunft für noch weit mehr andere werden wird, so hüpft mir jedesmal das Herz vor Freude. Doch, da Gott einem jeden nach seinen Werken lohnt, wird ihm der höhere und noch herrlichere Lohn der Ewigkeit nicht ausbleiben.

Rührend war mir besonders folgender Brief, der mir einige Wochen nach dem Tode des guten Hosang von Bergamo aus zugeschickt wurde, und der wörtlich also lautet:

Herrn Professor Otto de Carisch.

«Verehrtester Freund,

Wie aus meinem Grabe richte ich diese letzten Worte an Sie. In meinem Testamente habe ich Ihnen einen großen Beweis meiner Hochachtung geben wollen, indem ich Sie, nebst Herrn Friedrich von Tscharner, zum Vollzieher meines patriotischen Vermächtnisses ernannt habe. Ich zähle dabei ganz besonders auf Sie. Ihr Eifer und Ihre Vaterlandsliebe bürgen mir dafür, daß meine gute Absicht auf die gemeinnützigste Weise erfüllt werde und daß nach meinem wohlüberdachten Plane ein Werk von bleibendem Nutzen durch Sie gestiftet und vor Mißbrauch gesichert werde.

Mögen Sie dafür in einem langen, ehrenvollen, glücklichen Leben süße Belohnung finden. Mit diesem Wunsche nehme ich Abschied von Ihnen, bis zum frohen Wiedersehen im Elisium.

(ohne Datum) Ihr Freund J.P. Hosang»

(Siehe das Original im Original-Testamente.)

Armenanstalten

Armenanstalten dieser Art sind unstreitig die angemessensten Mittel, der Armuth zu steuern. Aber! aber! wohlmeinende Vorstände reichen dazu nicht hin, auch reiche Fonds reichen nicht hin, das Entscheidende, um Segen durch sie zu verbreiten und sie wahrhaft fruchtbar zu machen, sind die Leiter solcher Anstalten, welche, was sie heißen, auch in der That sein sollten und es aber nicht immer, ja vielleicht nur selten sind: *«Hausväter»*. Werden die Kinder nur ernährt, gekleidet, in den gewöhnlichen Schulkenntnissen noch so gut unterrichtet, gewinnen aber keine Liebe zu dem Vorsteher, zu den Eltern, wie sie heißen, und unter einander, wird zwar Ordnung und Thätigkeit erhalten, aber nur durch Furcht und Schrecken, nicht durch Achtung und Liebe, so bleibt der Segen solcher Anstalten immer noch ein sehr precärer. Und wie schwer ist es und muß es sein,

geeignete Hausväter und Mütter zu finden! Der Vorsteher sollte nothwendig verheirathet sein, sonst fehlt ihm zu viel und fehlt den Kindern die Mutter, welche in sittlicher Beziehung auf das Herz der Kinder am meisten wirken sollte. Ist aber auch der Lehrer tüchtig und geeignet zur Leitung der Anstalt, so ist nicht selten die Frau nicht tauglich und durchaus nicht dafür gemacht. Und so wird es leider zu jeder Zeit sein. Meines Erachtens liegt weit weniger daran, daß die Hosangische Stiftung ihre Fonds erhöhe, als daß sie immer geeignete Hausväter und Mütter bekomme. Aber wie schwer ist das! Ich kann daher nur dasjenige wiederholen, was Herr Decan Häfelin[421] in seinem Referat über die Rettungsanstalten der Schweitz, 1853, Seite 44, als meine Worte anführt: «Das, wovon wohlthätige Wirksamkeit dieser Anstalten am meisten abhängt, sind unstreitig die Armenlehrer, und wir müssen wünschen, daß der geeigneten immer mehr herangebildet werden mögen, was in dieser lohn- und genußsüchtigen Zeit nichts Leichtes ist. Da sind nicht nur landwirthschaftliche Kenntnisse, sondern auch physische Kraft und energische Thätigkeit, nicht nur Schulkenntnisse, sondern auch pädagogisches Talent und eine Liebe und Aufopfrungsfähigkeit nothwendig, die nur aus einer gesunden, lebendigen Religiosität hervorgehen und alle geistigen Kräfte zu Werkzeugen des Glaubens erheben können, der in der Liebe thätig ist. Wohl ist die Ernte groß auf diesem Gebiete, und je lebendiger wir es fühlen, um so inniger wird auch unser Gebet sein, daß der himmlische Vater tüchtige und rechtschaffene Arbeiter in diese Ernte sende.»

Johann Peter Hosang

Von Hosang's Familie und seinen früheren Lebensverhältnissen habe ich das mir bekannte Wichtigste als Einleitung zu seinem Testamente im Monatsblatt No. 3, 1854 abdrucken lassen. Noch will ich hier einiges aus seinen letzten Jahren beifügen.

Wie schon anderswo bemerkt worden, hatte er manche der vortheilhaftesten Anerbietungen in Bergamo und anderwärts ausgeschlagen und war bei Herrn Frizzoni geblieben, obgleich dieser ihm nicht so vortheilhafte Bedingungen machte wie mehr als einem seiner früheren, weniger tüchtigen und für sein Geschäft eifrigen Comptoiristen. Allein Hosang hatte die Gedanken an's Heirathen schon von früh an aufgegeben, und obgleich immer sparsam, war die Anhäufung von Reichthum doch nie eine Leidenschaft bei ihm geworden. Das Entscheidendste aber, was ihn an das Haus Frizzoni band, war die große Liebe, die er zu den Söhnen oder

eigentlich zu den beiden jüngeren Brüdern Johann und Fritz hegte, von denen er ebenso zärtlich geliebt wurde. Bei dieser gegenseitigen Liebe und bei den Hoffnungen, die sich bei ihm auf so natürliche Weise auch für sein späteres Alter an sie knüpften, hatte er sich immer von Neuem bestimmen lassen, seinen Accord mit Herrn A. Frizzoni zu erneuern und dem Wunsche seiner Mutter wie der Neigung seines eigenen Herzens zu widerstehen, welche beide laut forderten, noch eine Zeit lang vereint zu leben. Der letzte Vertrag sicherte ihm nebst dem früheren Honorar, wenn ich nicht irre, nach sechs Jahren freie Station im Hause nebst einer Leibrente von 2'000 L. jährlich. Allein ehe diese Zeit abgelaufen war, hatte sich doch eine gewisse Verstimmung in den Verhältnissen eingeschlichen. Die jüngeren Brüder hatten unter der Leitung des Herrn Doktor Gündel ihren Gesichtskreis erweitert, eine höhere ästhetische Erziehung genossen, für Wissenschaft und Kunst Geschmack und Liebe gewonnen und alle Neigung für den Handel darüber verloren. Nicht daß Hosang dieß nicht zu würdigen gewußt hätte; aber er glaubte und erwartete, daß den äußeren Verhältnissen mehr Rechnung getragen würde, und weil dieß nicht geschah, nicht geschehen konnte, entschloß er sich bei Ablauf seines Accordes, das Haus zu verlassen und sich selbst mit Verzichtung auf freie Station (unentgeltlichen Tisch und Logis im Frizzoni'schen Hause) lieber anderswo in der Schweitz nieder zu lassen und da unabhängig und ganz nach seiner Neigung zu leben. So geschah es denn auch. Kurze Reiseskizzen, die ich unter seinen Papieren gefunden und in der Hosangischen Stiftung niederzulegen denke, weisen nach, daß er von 1831 bis zu seinem Tode verschiedene Reisen durch die Schweitz und einmal auch wieder nach Bergamo gemacht hat, so an den Bodensee, auf den Rigi, in die kleinen Kantone, nach Genf und an den Genfersee. Ferner, daß er in Chur, St. Gallen, Zürich, Lausanne, Vevey, Rolle auf längere Zeit seinen Aufenthalt genommen, mit bedeutenden Männern der Schweitz bekannt geworden und mit mehreren seiner Kostgeber auch noch nachher in traulichem Briefwechsel gestanden hat, so mit Griot in Vevey, mit de Vallière in Lausanne, mit Balber[422] in Zürich und mit Landammann Zehnder[423], bei dem er dort zuletzt logirte. Sein größtes Vergnügen in diesen Städten war, den Verhandlungen der großen Räthe und den Tagsatzungen in jenen wichtigen Jahren beizuwohnen und sich ein Bild der darin fungirenden Staatsmänner zu machen. Eine kurze Characteristik von manchen derselben wie von Gelehrten und Predigern findet sich ebenfalls hin und wieder in diesen Reiseskizzen, und es ist interessant und erfreulich zu sehen, welche Bekanntschaften er auf diesen Reisen gemacht hat, wie freundlich er an vielen Orten aufgenommen worden und welche

reichen Kenntnisse er sich auf diese Weise noch in den letzten Jahren seines Lebens erworben hat.

Als den vorzüglichsten catholischen Geistlichen, den er je kennen gelernt habe, schildert er Herrn Heinrich von Zug, Pfarrer zu Mosnang[424], den er 1840 im Fidriser Bade kennen lernte und der auch mir daselbst sehr wohl gefiel.

Den 27sten December 1841 starb Hosang in St. Gallen bei Frau Zollikofer, und ein einfacher Grabstein bezeichnet die Stelle auf dem Kirchhofe, wo seine sterbliche Hülle ruht. Sein schönes Denkmal ist die Hosangische Stiftung in Plankis und seine neue Wohnung – wir hoffen es zu Gott – im Lande der Seligen.

Herrn Frizzoni's Heirath

Eine der angenehmsten Erscheinungen in unserem geselligen Leben brachte uns die Verlobung des lieben Fritz Frizzoni mit Fräulein Helene von Salis-Seewis[425] in Malans. Lange schon waren seine beiden Brüder in den Ehestand getreten und glückliche Ehemänner und Familienväter; aber er, mit so vielen Eigenschaften ausgestattet, eine Frau glücklich zu machen und durch sie glücklich zu werden und mit einem Herzen voll Sehnsucht einen eigenen Hausstand zu begründen, reiste noch immer in der Welt herum, ohne die gefunden zu haben, der er sein Herz und seine Hand mit Vertrauen hätte anbieten können. Doch auch ihm schlug die langersehnte Stunde, und was tausend Gedanken, Zweifel und Rathschläge nicht hatten in's Leben rufen können, das krönte endlich mit dem besten Erfolge fast unerwartet ein heller Augenblick. Mit einem Frauenzimmer, welches durch Geist und Gemüth bei ihren Bekannten in hohen Ehren stand, verlobte er sich bei einem Besuche in Bünden kurz vor seiner Abreise, beiden selbst auf stark unerwartete Weise. Man denke sich die Freude dieses guten, gefühlvollen Mannes bei dem Bewußtsein, ein solches Mädchen sein nennen zu können, und man wird begreifen, daß er nicht allein die Nächsten, sondern auch entferntere Freunde mehr oder weniger in seinen Zauberkreis zog. Die Verwandten wollten das Brautpaar ehren, und so wechselten bei ihnen die Einladungen von Tag zu Tag, und die Freude war in diesen Zirkeln so innig, wie sie wohl selten in dergleichen Gesellschaften inniger und allgemeiner gewesen sein dürfte. Und sie, die Freude, hat das Eigene, daß sie zutraulich, aufrichtig und offen macht wie keine andere Gemüthsbewegung. Sie legt zu bleibendem Wohlwollen den besten Grund. So brachte sie auch hier manche sich bisher nur im stillen

Gefühl verwandt geglaubte Gemüther sich nahe und, wie einer scherzhaft sagte, zu offenen Liebes- oder Freundschaftserklärungen.

Diese Zeit vom Herbst 1843 bis Mai 1844, in der ich so viele schätzbare Angehörige der Braut näher kennen lernte, in deren Umgang mir seitdem so manche Stunden jedes Jahr so angenehm verflossen sind, und dieß in höherem Grade bei der Familie der Braut selbst, bei Herrn Major von Salis[426] in Malans, war der Glanzpunct meines geselligen Lebens in Chur, und zum Schluß wurde mir noch die Ehre zu Theil, diese lieben Brautleute zu trauen, was natürlich nicht ohne tiefe Bewegung und von ganzem Herzen geschah.

Carl und Mathilda von Raschèr

In demselben Jahre sollte ich jedoch noch ein anderes Ereignis feiern, das mir an und für sich und durch seine Folgen bisher manche schöne Stunde zuerst durch persönlichen Umgang, nachher durch höchst erfreulichen Briefwechsel verschafft hat: die Trauung meines Freundes Carl von Raschèr mit Fräulein Mathilda Meyer aus Neapel, zu Andeer den 15ten Juli 1844.

Raschèr war Feldprediger in einem Schweitzerregimente in Neapel und machte dort die Bekanntschaft mit einem der ausgezeichnetsten Frauenzimmer, die ich je gekannt habe. Mathilda war ein zartes, sinniges, durch Gemüth, Geist und Bildung ausgezeichnetes Wesen. Mit Fertigkeit sprach und schrieb sie vier Sprachen, italienisch, französisch, deutsch und englisch, spielte die Harfe sehr gut, das Clavier, zeichnete und mahlte sehr schön, war in der neueren Literatur sehr bewandert und verband mit diesen ausgezeichneten Gaben eine bewundernswürdige Sanftmuth und Herzensgüte. In ihr Album zeichnete sie die Portraits ihrer Freunde ein, wie wir deren Stammbuchsblättchen in das unsrige eintragen.

Mit ihr war Raschèr in Neapel bekannt geworden, mit ihr hatte er Dante und was es sonst Wichtiges zu lesen gab, gelesen, und es läßt sich denken, daß bei zwei Characteren dieser Art eine gegenseitige Neigung entstehen mußte, die sich mit keinem anderen Ausdrucke bezeichnen läßt, als mit dem innigster Liebe. Allein er war protestantischer Geistlicher, sie – wenn auch sehr tolerant – doch Katholikin, und in ihrer reinen Katholicität so fest, daß sie sich nicht leicht hätte entschließen können, dieselbe zu verlassen. Raschèr erhielt den Ruf als zweiter Pfarrer und Director der Stadtschule nach Chur, und aus Rücksicht für seine vortreffliche Tante, Frau Stadtrichter Rofler[427], nahm er ihn an und wurde in beiden Eigen-

schaften, zumal aber in der letzteren, bald in hohem Grade beliebt. Aber sein Herz war in Neapel, bei Mathilda, ihr Herz in Chur, bei Carl. Es waren herrliche Briefe, die ich von letzterer zu lesen bekam, so wahr, so rein, so natürlich und edel. Als Geburtstagsgeschenk sandte sie ihm einmal die Abschrift aller Stellen aus Dante, die sie bei ihrem gemeinsamen Lesen besonders angesprochen hatten, in einem niedlich gebundenen Duodezbändchen und von ihrer Hand so rein und mit so kaligraphischer Schönheit geschrieben, wie man nur selten Geschriebenes findet. Ich habe nie von einem Geburtstagsgeschenk gehört, das ich mir so sinnig und für den Empfänger so erfreulich hätte denken können.

Eine solche Liebe und eine solche gegenseitige Angehörigkeit durfte nicht gelöst werden, und in diesem Gefühle wurde das vielleicht Unerhörte gewagt, daß ein stationirter reformirter Pfarrer ein katholisches Mädchen heirathete und dazu ein reiches katholisches Mädchen, die in der Natur und den Kunstgenüssen Neapels aufgewachsen war, Italien verließ, einen reformirten Pfarrer heirathete und sammt ihrer Mutter nach Chur zog. So geschah hier wirklich das in doppelter Hinsicht Unglaubliche, und diese Ehe einzusegnen, wurde ich erkoren und that es von Herzen. Und wohl selten mögen zwei – ihrer verschiedenen Confession ungeachtet – eingesegnet worden sein, die einander mehr angehörten oder deren Ehe sichrer im Himmel geschlossen gewesen wäre als diese.

Obwohl in einer Zeitung die Verwundrung und mehr über diese anomalische Heirath nicht ausblieb, zeigte dennoch der Erfolg, daß es auch hier ein höheres Gesetz für ähnliche Verbindungen gibt als das gewöhnlich angenommene. Hiervon überzeugte ich mich auf sehr befriedigende Weise, obgleich ich grundsätzlich ganz gegen dergleichen Verbindungen eingenommen bin. Auch hierin gilt es also, daß keine Regel ohne Ausnahme ist. Das Haus unserer Neuvermählten wurde ein gastliches Haus des Friedens und der Freude, und wer es näher zu kennen Gelegenheit hatte, konnte sich über diese Verbindung nur freuen. Der Pfarrer erlitt durch seine Heirath nicht den mindesten Verlust an seinem Ansehen, und die katholische Frau Pfarrerin und ihre Mutter gewannen sich die Herzen aller, die in ihre Nähe kamen. Auch wir gewannen viel durch den Umgang mit ihnen, und mancher schöne Abend wurde in ihrer Gesellschaft verlebt.

Doch dieses Glück sollte nicht lange dauern: der guten Mutter konnte natürlich die Nähe so hoher Berge und das Churer Leben bei seinem Abstande von dem früher in Neapel geführten auf die Länge nicht behagen, und was noch schlimmer war, unser rauhes Klima übte einen sehr nachtheiligen Einfluß auf die schwachen, kranken Augen Mathilden's

aus. So war meinem Freunde keine andere Wahl gelassen als die traurigste, die mir je bei einem meiner Bekannten vorgekommen ist: entweder einen Beruf aufzugeben, in welchem er die allgemeine Achtung genoß, mit Freuden und mit dem erfreulichsten Erfolge wirkte und immer mehr gewirkt haben würde, oder die Gesundheit so schätzbarer Personen, wie Schwiegermutter und Frau waren, auf's Spiel zu setzen. Er entschloß sich zu ersterem, so schwer es ihm auch fiel, und zog wieder nach Neapel, wo er freilich unabhängig leben konnte und sich später der Erziehung seines Neffen und einiger Kinder aus befreundeten Familien widmete. Ersteren, die solcher Pflege so sehr bedürfen, Vater und Mutter zu werden, ist dermalen die größte Sorge und das höchste Glück dieser edlen Freunde.

Aber auch dort mußten sie von hier aus verursachte herbe Leiden treffen, welche würdig zu tragen ihnen, wie er sagt, nur durch ihre gegenseitige Liebe und Unterstützung mit Gottes Hülfe möglich geworden ist.

Von seiner Schule sagt er an einem Orte, daß er in den elysischen Gärten des A.B.C. lustwandle, und macht dabei eine Beschreibung seiner Schüler, von denen ihn nicht alle zu großen Erwartungen berechtigen und [von denen manche] zum Theil doch kaum Glaubliches geleistet zu haben scheinen. «Mit diesen Elementen» fährt er fort, «bin ich nun alle Tage von neun bis zwei Uhr beschäftigt – eine eben sehr schwere und ermüdende Arbeit, welche das Einhalten eines strengen Planes und eine sehr genaue Vorbereitung erfordert, und doch bin ich mit Lust dabei; denn Schöneres gibt es doch kaum in der Welt, als aus solchen jungen Herzen heraus zu wirken, was als guter Keim in ihnen schläft, und zugleich ist es die trefflichste Turnübung für den Geist. Gewiß ist, daß ich in dieser Schule viel gelernt habe und noch lerne und daß ich jetzt ein ganz anderer Director an der Stadtschule sein würde, als ich früher war.» u.s.w.

Der Tag der Ankunft seiner Briefe ist in unserem Hause immer ein Festtag, theils weil wir den guten Leuten so wohl wollen, theils weil er immer Interessantes auf interessante Weise mitzutheilen weiß.

Literarische Beschäftigung. Rhätoromanisches Lexicon

In diese Jahre fallen auch meine Versuche, etwas für die romanische Sprache zu leisten: die Bearbeitung meines rhätoromanischen Wörterbuches und meiner romanischen Formenlehre. Den Hauptanstoß dazu erhielt ich von einem italienischen Gelehrten in Turin, Herrn Vegezzi Ruscalla[428], und die Freude, daß italienische Gelehrte ihre Aufmerksamkeit auf diese Sprache richteten, bestimmte mich um so mehr, ihnen ent-

Hochgeachteter Herr!

In Verbindung mit zwei Freunden aus dem Engadin arbeitet Unterzeichneter schon seit geraumer Zeit an einem romanisch-deutschen Wörterbuch, in welchem drei rhätoromanische Dialekte — Oberländer, Unterengadiner und Oberengadiner — berücksichtiget werden und neben einander erscheinen sollen. Zweierlei wird mit der Herausgabe dieses Werkes beabsichtiget: 1. die alten ächt romanischen Wörter und Redensarten möglichst vollständig zu sammeln und vor dem Untergange zu bewahren; 2. die Erlernung der deutschen Sprache auch durch ein Hülfsmittel dieser Art unsrer romanischen Jugend einigermaßen zu erleichtern. — Soll aber ein Unternehmen dieser Art nicht allzu lückenhaft und unbefriedigend ausfallen, so ist es unerläßlich, daß es bei recht Vielen unsrer romanischen Landsleute, in allen Gegenden des Kantons, kräftige Unterstützung und thätige Mitwirkung finde.

In der Ueberzeugung, daß auch Sie, Hochgeachteter Herr, für die Erforschung unsrer Sprache Interesse haben und zum Gelingen dieses Unternehmens gerne etwas beitragen werden, nimmt der Unterzeichnete zutrauensvoll Ihre Güte und Hülfe dazu in Anspruch. Selbst ein kleiner Beitrag von ein paar Dutzend Wörter der bezeichneten Art werden ihm willkommen sein. Um Sie aber in dieser Beziehung nicht zweifelhaft zu lassen, welcherlei Gaben ihm die verdankenswertheſten sein müssen, bemerkt er zum Voraus, daß er keine Wörter erwartet, deren Verwandtschaft mit lateinischen, italienischen oder französischen sogleich in die Augen springt; — dergleichen sind in jedem fremden Lexikon in Menge zu finden und mit bloßer Veränderung der Endung leicht nachzumodeln. — Nein, die Wörter, die er sich von Ihnen ausbittet, sollen Gegenstände oder Thätigkeiten bezeichnen, die gerade bei uns zu Hause und im Volke allgemein bekannt sind: Wörter also, die heimische Vorstellungen und Begriffe ausdrücken, ein ächt romanisches Gepräge tragen, und daher auch geeignet sind, sowohl eine Eigenthümlichkeit unsers Volkslebens, unserer Verhältnisse, Beschäftigungen, Sitten und Gebräuche ꝛc., als auch unserer Sprache mehr oder weniger anschaulich zu machen.

Am willkommensten werden mir — auch ohne Beifügung des Deutschen — daher sein:

1. Namen einheimischer Thiere, Vögel, Insekten, Käfer ꝛc., wie z. B. **muntanialla, pichialenn, bulla, bau, luschard, puppenchietschen, pollischett, tschitta da nies Segner.**
2. Namen einheimischer, weniger bekannter Holzarten, Sträucher, Kräuter, Gräser, Blumen und Beeren; wie **lantagien, culeischan, fignicler** oder **suratschèr, murlinna, tscharschettas, crestas chied** oder **cod.**
3. Namen einheimischer Stein- und Erdarten.
4. Namen von Haus-, Küchen-, Keller-, Stall- und Feldgeräthschaften, z. B. **puffet, cazzola, vanoun, pandalegia, krieg, fleua**; oder Theile des Hauses, Stalles ꝛc., wie **pigiament, palinschalla, latteu, lattina, tarsena, mugrin, stallischeut, turrera etc.**
5. Namen von Geräthschaften für Alpen- und Milchwirthschaft, Käserei ꝛc., wie **curtè, garmera, nettia, cul, culim, tarmanigl, miestra, strighel, panaznn, manada, penn.**
6. Namen für Geräthe zum Spinnen, Weben, Färben, Nähen, z. B. **spieul** oder **spuol, scav, plichiuira, frieni.**
7. Namen, die Eigenthümlichkeiten, Vorzüge, Fehler, Krankheiten von Menschen und Vieh, innere oder äußere Theile, Glieder, Gefäße bezeichnen, z. B. **lingier, malcureivel, macorta, palusa, tratt, mal leung, mal costas, dir, lom etc.**
8. Romanische Redensarten und Sprichwörter, die etwas Eigenthümliches von unsern Sitten und Gebräuchen bezeichnen, z. B. **dar bi a maun, ir a vitg, far cavals, dar or igl schliep** oder **schlop, ir plaun seu, star da parsei, far tarmaigls, ir a tarmaigl, far bialla stiva, far frachias.**

Lassen Sie sich nicht reuen, manchen Winterabend, wenn die guten, redseligen Frauen zusammen spinnen und die Männer beim Tabaksdampf vom lieben Vieh erzählen, bei ihnen zuzubringen, und Sie werden gewiß in allen obigen und andern Beziehungen Wörter und Redensarten hören, die ächt romanisch, der Aufbewahrung würdig sind und in Büchern und bei Gelehrten vergeblich gesucht würden. — Der Mittheilung Ihrer Ausbeute bei diesen oder andern Gelegenheiten entgegenharrend, empfiehlt sich Ihnen ergebenst und dankbar

Chur, den 1. Dezember 1845.

Otto Carisch.

Aufruf Carischs zur Mitarbeit an seinem romanisch-deutschen Wörterbuch (Staatsarchiv Graubünden, Chur, A 705).

gegenzukommen, weil ihnen Unternehmungen solcher Art gewiß viel leichter und erfolgreicher werden müssen als den Deutschen, wie sehr diese auch immer an Fleiß und Gründlichkeit über jene hervorragen mögen.

Meine Wörtersammlung in allen drei Ausgaben war nur für Bünden, und zwar für romanische Schüler, bestimmt. Sie sollte ihnen die Erlernung der deutschen Sprache erleichtern, und dieß hat sie unstreitig ungeachtet ihrer Unvollkommenheit für viele, sehr viele, gethan und wird sie in der Hand eines geschickten Lehrers auch ferner thun.

Die Bearbeitung eines rhätoromanischen Wörterbuches war schon eine weit schwierigere und in der That bedenkliche Unternehmung. Leichter und den Forderungen der Zeit angemessener wäre sie geworden, wenn ich ein gewöhnliches Wörterbuch bearbeitet hätte, in welchem es jedermann leicht geworden wäre, die vorhandenen Wörter aufzufinden, wenn sich auch nicht alle wünschbaren Wörter darin zusammengestellt gefunden hätten. Dieser große und für die Menge unstreitig schätzbarste Vortheil mußte aber geopfert werden, sobald ich mich entschloß, ein etymologisches, sei es auch nur für das Oberländer Romanische, zu bearbeiten. Die Schwierigkeit und die Mühe wurden dadurch unendlich vermehrt, die allgemeine Brauchbarkeit und der Absatz in noch höherem Grade vermindert. Bereuen kann ich indeß dennoch nicht, diesen Plan befolgt zu haben, denn bei der Mannigfaltigkeit unserer Dialekte und bei der namenlosen Verwirrung in denselben, kommt es doch – wenn die Sprache noch Berücksichtigung verdient – hauptsächlich darauf an, jedes Wort nicht nur für sich, da es oft bis zur Unkenntlichkeit alterirt oder verstümmelt ist, sondern im Zusammenhange mit seiner Verwandtschaft zu sehen und dadurch genauer kennen zu lernen. Nur auf diese Weise läßt sich das Characteristische der Sprache erkennen, ein sprachliches Verfahren nach Principien ermöglichen und den so vielfachen Entstellungen durch Abschneiden oder Versetzung ganzer Sylben auf den Grund kommen.

Zu einer Arbeit dieser Art, hätte sie ihrem Zwecke vollständig entsprechen sollen, wäre unstreitig eine vollständigere Kenntnis unserer romanischen Dialekte wie der alten und der neueren Sprachen erforderlich gewesen und auch reichere Hülfsquellen, als mir zu Gebote standen. Ein wesentlicher Mangel dieses Wörterbuches ist gewiß der, daß ich die Stämme nicht (ohne Rücksicht ob oberländisch oder engadinisch) nur mit größerer Bestimmtheit gewählt und an einander gereiht habe, und was noch schlimmer ist, daß sie oft nicht gehörig gewählt worden sind. Auch hätte ein vollständiges Register aller Wörter, die nicht als Stämme

hervorgestellt sind, nicht fehlen sollen. Wie aber in der Vorrede gesagt worden ist: es sollte dieses Werkchen nur Material sein für tüchtigere Bauleute, und wenn diese einmal erscheinen, so werden sie darin doch schon Besseres vorfinden, als mir zu Gebote stand, und auch für dieses Geringe dankbar sein.

Zwei Erfahrungen sind mir indeß bei dieser Arbeit zu Theil geworden, die ich hoch anschlage und sehr zu würdigen weiß. Erstens eine unangenehme, nämlich daß ich wahrnehmen mußte, wie schwer es fällt, auch bei den redlichsten Bestrebungen Leute zu finden, die nicht nur so obenhin, sondern mit Ernst und Liebe mit Rath und That die Hand zur Fördrung unseres Werkes bieten. Dieß ist eine Klage, die auch Goethe irgendwo ausspricht, indem er dieß als eine der Hauptursachen bedauert, warum wir keine vollkommeneren Menschen und Werke haben, als die meisten von ihnen sind. Würde der Einzelne in seinem Wesen und Thun gehörig und liebevoll unterstützt, er würde das, was er von der Natur zu werden bestimmt ist, ganz werden, anstatt daß wir es gewöhnlich nur halb oder in noch geringerem Maaße sind.

Die zweite Erfahrung dagegen ist eine sehr angenehme, und zwar die, daß jede Beschäftigung auch mit den scheinbar geringfügigsten Dingen, wenn wir nur tiefer in ihren Gegenstand eindringen, uns auch zur Quelle von Annehmlichkeiten wird, die wir kaum ahnen können. Zur näheren Kenntnis der Welt und zur tieferen Bildung des Geistes ist eingehenderes Studium in hohem Grade fruchtbar, ja selbst unerläßlich. Die Oberfläche bietet uns freilich zahlreiche Gegenstände, ihr eigentlicher Kern und ihre mannigfachen Verbindungen werden uns aber nur in der Tiefe und ihren Wurzeln klar und wahrhaft lehrreich. Vom Centralpuncte muß man zur Peripherie ausgehen, um jeden Gegenstand in seiner eigentlichen Bedeutung und Verbindung genauer zu erkennen und leichter zu erfassen.

Johann L[eonhard] Frizzoni

Von meinen Zöglingen in Bergamo, den Brüdern Frizzoni, war mir auch Johann durch seine Gemüthlichkeit und zugleich durch seine Entschlossenheit und sein entschiedenes Wesen immer besonders lieb gewesen, und bei meiner späteren Bekanntschaft mit ihm nahm er im persönlichen Umgange und durch langen Briefwechsel diese Stelle wieder ein und behauptete sie ununterbrochen bis zu seinem Tode und über denselben hinaus in meinem Herzen. Er war zwar klein von Gestalt, aber doch voll Muth, und seine Briefe beweisen nicht nur Tiefe des Gemüthes,

sondern auch ein lebendiges Interesse für die höchsten Aufgaben des Lebens sowie für Wissenschaft, Kunst und Talente, Sprachen und Poesie. Dabei zeigte er dennoch eine Anspruchslosigkeit und Bescheidenheit, die man bewundern mußte. Zu geben und Menschen zu erfreuen war Seligkeit für ihn, und am liebsten that er es im Stillen oder auf eine Weise, daß er sich dessen selbst nicht bewußt zu sein schien. Dieser Wohlthätigkeitssinn mag oft genug gemißbraucht worden sein; aber er war zu tief in seiner Natur begründet und auch grundsätzlich ausgebildet worden, als daß er durch widerwärtige Erfahrungen hätte gedämpft werden können.

Von seinem enthusiastischen Naturell ließ es sich erwarten, daß, wenn er einmal ein Mädchen seiner Liebe würdig finden, er sich ihr mit der größten Innigkeit hingeben würde, und dieses Mädchen fand er in Fräulein Clementine Reichmann in Mailand. Ihre äußeren Verhältnisse waren zwar nicht von der Art, daß sie ihr vollständige Ansprüche auf eine solche Verbindung hätten geben können; aber ihre Schönheit, ihre Bildung und ihr Character, ihre leiblichen und geistigen Vorzüge überhaupt waren für einen Mann wie Frizzoni hinreichend, um ihn von allem bloß Aeußerlichen absehen zu lassen, ihn mit der entschiedensten Anziehungskraft zu ihr hin zu ziehen und an sie zu fesseln. Von seiner Seite war es auch gewissermaßen eine alte Liebe von Kindheit an: Clementine war als Kind in der Privatschule der Frau Wagner in Bergamo gewesen, hatte diese, zugleich mit den Töchtern der Familie Curò und anderer Kaufleute besucht und war dadurch auch oft in das Haus Frizzoni gekommen. Wohl erinnere auch ich mich noch der schmucken kleinen Clementine, an deren kohlschwarzen funkelnden Augen voraus zu sehen war, daß Amor einst seine Pfeile aus ihnen nicht vergebens senden würde. Und der angenehme Eindruck, den sie schon damals auf den Knaben Johann gemacht hatte, verwischte sich, wie er mir sagte, auch später nie ganz. Doch:

Vom Mädchen reißt sich stolz der Knabe,
Er stürmt in's Leben wild hinaus,
Durchmißt die Welt am Wanderstabe,
Fremd kehrt er heim in's Vaterhaus.

War dieß bei Johann wirklich der Fall gewesen, so war es das Folgende nicht weniger:

Und herrlich, in der Jugend Prangen,
Wie ein Gebild aus Himmels Höh'n,
Mit züchtigen, verschämten Wangen,

Sieht er die Jungfrau vor sich stehn.
.....
O! zarte Sehnsucht, süßes Hoffen,
Der ersten Liebe goldne Zeit!
Das Auge sieht den Himmel offen,
Es schwelgt das Herz in Seligkeit.
O, daß sie ewig grünen bliebe,
Die schöne Zeit der jungen Liebe!

Doch hierüber lasse ich ihn selbst sprechen, weil diese Proben nicht allein schöne Beweise seiner Liebe, sondern auch seines poetischen Talentes sind.

An Clementine.

Wer ohne Liebe glaubt das Glück zu finden,
Der wird umsonst nach seinem Ziele streben,
Das höchste Glück kannst du allein empfinden,
Wenn einen Freund du suchst für's ganze Leben.

Doch wähle recht! Laß nie den Schein dich rühren,
Noch falsche Künste, die uns oft verleiten;
Dann wird ein Gott dir den entgegen führen,
Der dich durch Freuden soll und Schmerz geleiten.

Suchst du ein Herz, das dir in Lieb' und Treue
Ergeben sei, für jetzt und alle Zeiten,
Dem du vertrauen könnest ohne Scheue,
So wähle mich! Du findest keinen Zweiten.

Und wagt ich selbst, mich deinen Freund zu nennen,
So wirst du dieß dem Liebenden vergeben;
Denn keinen gleichen sollst du jemals kennen,
Und keinen fähiger, sich hinzugeben.

Phantasie

Wo fändst du den, der so dich lieben könnte,
Aus jedem Blick von deinen schwarzen Augen,
Aus jedem Kuß, den ihm dein Mund vergönnte,
Mit solcher Lust vermöcht', wie ich, zu saugen?

O, sei nicht karg mit solchen Liebesgaben,
Auf daß ich nimmer in dem Glauben schwanke,
Dein theures Herze ganz allein zu haben,
Mein schönster, liebster, einziger Gedanke.

Ward auch dem Menschen zu dem Erdenleben,
Auf daß von Eden etwas noch ihm bliebe,
Ein köstlicheres Gut von Gott gegeben,
Als dieses himmlische Gefühl der Liebe?

An die Entfernte
(Im Sommer 1834)

Mit schwerem Herzen mußt' ich dich verlassen;
Doch weilte lang' mein Geist in deiner Nähe,
Mir war's, als ob ich überall dich sähe,
Als könnte dieser Arm dich noch umfassen.

Wie hat so plötzlich mich allein gelassen
Das holde Bild, nach dem umsonst ich spähe;
Wie ich um diese jede Lust verschmähe,
Es ist umsonst, ich kann es nicht erfassen.

Wie will ich mich an deinem Auge laben
Bei'm Wiedersehn! Wie will ich mit Entzücken
Die theuren Züg' in meine Seele graben!

Und wird ein leises "Ja" mich einst beglücken,
Welch ein Gefühl! wie himmlisch, wie erhaben,
Dich liebend und geliebt an's Herz zu drücken.

Daß dieser feurige Freier auch ein zärtlicher, sinniger Ehemann wird, ist leicht voraus zu sehen. Zumal es unzweifelhaft ist, daß sich hier zwei gefunden hatten, die in den Haupterfordernissen zu einer glücklichen Ehe übereinstimmten und sich in anderen, ebenfalls nicht unwichtigen zu ergänzen sehr geeignet waren. Die Hochzeitreise ging durch Italien und ganz Sicilien, und von Neapel aus begleitete sie ein Schützling des Barons Rumohr[429], der Maler Nerlich[430], welcher sich jetzt einen hohen Ruf in seinem Fache erworben hat und in Venedig, wo er als Ritter von Nerly darin arbeitet, in Ansehn steht.

Ernsteren Inhaltes sind andere seiner poetischen Versuche, so eines: «Nachtgedanken im Frühling», «Unsterblichkeit» u.s.w., die sich unter seinen Papieren nur im Entwurfe vorfinden und von denen er niemandem etwas gesagt hatte. Sinnig und dieses zärtlichen Ehemannes würdig erschien mir der Gedanke, den er auf seinem Landgute, Colli di Pasta, bei der Wiedergenesung seiner Frau von einer ernsten Krankheit ausführte; indem er hier und da an Bäumen oder Ruheplätzen einige Strophen angeheftet hatte, welche der geliebten Reconvalescentin seine Freude, seinen Dank oder Wünsche für sie bei ihrem ersten Ausgang in's Freie ausdrücken sollten.

Daß sein Wohlthätigkeitssinn einen der Grundzüge seines Characters bildete, daß er überall gern die Hand zur Hülfe bot und dieß am liebsten durch Freunde, um dem Empfänger unbekannt zu bleiben, ist schon oben erwähnt worden. Andere zu erfreuen, war für ihn eine Freude, und er that es auf so zarte, bescheidene Weise, daß die Gabe oder Gefälligkeit dadurch unendlich gewann. Unter den vielen Beweisen des Wohlwollens, deren ich mich von ihm zu erfreuen hatte, gedenke ich am liebsten unseres letzten Besuches in Bergamo 1847. Der schöne Ton in seiner schönen, lieben Familie, die Artigkeit, Bescheidenheit und Thätigkeitsliebe der Kinder, das Glück, das sich so sichtbar in ihr überall kundgab, und Frizzonis Unermüdlichkeit, uns in Bergamo, Mailand und Bellagio alles Sehenswerthe zu zeigen und uns unsren Aufenthalt angenehm zu machen, wird uns unvergeßlich bleiben und um so mehr eine Quelle süßer Erinnerung, als es das letztemal war, wo wir ihn sahen und uns seines Umganges und seines Glückes freuen konnten.

Welchen Genuß gewährte uns z. B. nicht die Fahrt von Como nach Bellagio, wo er ein Ruderschiff nahm, um uns alle die schönen Villen auf dem linken Ufer des Comersees zu zeigen, und welchen herrlichen Genuß der Aufenthalt auf seinem lieblichen Landsitze «Bellagio».

Ein Gegenstand seiner angelegentlichsten schriftlichen und mündlichen Unterhaltung mit mir war immer die Erziehung seiner Kinder, wobei er in

einem großen Zwiespalt mit sich selbst war, welcher Nationalität er den Vorzug geben sollte. Aeußere Verhältnisse, la bella Italia, die Liebe für die Künste zogen ihn nach der italienischen Seite; sein durchaus schweitzerisch-deutsches Gemüth legte aber ein schweres Gewicht in die Wagschale des ursprünglichen Vaterlandes, des Sitzes der Freiheit, für die seine ganze Seele glühete. Er war von ganzem Herzen liberal; daher schon in früheren Jahren seine lebendige Theilnahme am Schicksal der Polen, daher auch sein Interesse an Bewegungen für die Freiheit aller Orten, und zumal in Italien, als Nurdi in Bergamo und Menin[431] in der Provincial-Congregation sich so entschieden und offen für billige Befreiung Italiens oder der Lombardei aussprachen.

Bei der Revolution in Bergamo 1848[432] und nach vertragswidrigem heimlichem Abzug der Garnison, die in der Stadt lag, war ein Bataillon Kroaten in der dortigen Kaserne zurückgeblieben. Dieses war von allen Seiten bedroht, natürlich aber auch entschlossen, wenn es sein müßte, sein Leben theuer zu verkaufen. Das Blutbad, das nothwendig entstehen mußte, wenn keine Kapitulation erfolgte, und das Mitleid, welches Frizzoni nicht allein mit den Opfern im Volke, die bei dieser Gelegenheit bleiben würden, sondern auch mit den Kroaten hatte, welche der Wuth der Italiener dennoch hätten erliegen müssen, bestimmte Frizzoni, sich zum Vermittler einer Kapitulation anzubieten und entscheidende Schritte für diese zu thun. Mehr von Menschenliebe als von kluger Vorsicht geleitet, wagte er sich zwei- bis dreimal in die Kaserne der Kroaten und stellte die Bedingungen fest, unter denen natürlich auch die war, daß alle gegenseitigen Feindseligkeiten bis zu einem gewissen Termine aufhören sollten. Aber wer hätte wohl in jener Zeit vermocht, eine Soldateska, wie die wuthentbrannten Italiener waren, in Zaum und Zucht zu halten? Während ihre Abgeordneten unterhandelten, ja in den Händen der Kroaten waren, schoß man auf diese. Empört darüber, hielten sie [= die Kroaten] die Vermittler als Geiseln in der Kaserne zurück, die Flinte mit gespanntem Hahn auf sie gerichtet, und in der beständigen Gefahr, augenblicklich niedergeschossen zu werden. Doch bewahrte sie die Vorsehung. Das Bataillon litt den größten Mangel an Lebensmitteln, die man ihnen doch zu liefern versprochen hatte. Von der Gefahr, in der Johann schwebte, benachrichtigt, beeilten sich seine Brüder eine Quantität Brod in die Kaserne zu schicken. Das war für die Hungrigen ein großer Trost und milderte ihre Stimmung. Dieß wahrnehmend, sagte Frizzoni zu dem Officier, jetzt könne er wohl gehen, da das gegebene Versprechen erfüllt sei, und ohne ein bestimmtes Ja oder Nein abzuwarten, machte er sich ungehindert davon. Wohl mag es sein treuherziges Wesen gewesen sein,

daß ihm kein Schuß nachgesandt und er wie im Triumph seiner in der höchsten Angst schwebenden Familie wieder gegeben wurde. Ueber dieß Ereignis schreibt er mir am 29sten März 1848 folgenden Brief: «In mitten der politischen Stürme, von denen nun auch wir umgeben und fortgerissen wurden, schwebt der Gedanke gar zu gern über die Grenzen der Staaten und die hohen Mauern der Alpen hin zu unseren Lieben, die wohl mit lebhaftem Antheil dem großen Drama der Geschichte folgen mögen, wie dieses sich auf der hiesigen Bühne in den letzten Tagen gestaltet. Ja, liebe Freunde, die Reihe ist endlich an uns gekommen und, Gott gebe, nicht zur kläglichen Posse, aber ebensowenig zum beweinenswerthen Trauerspiele. Wir wollen indessen, da die theilnehmenden Freunde in der Ferne für uns doppelt besorgt zu sein Ursache haben dürften, eben darum nichts verschweigen, was uns besonders privatim näher betroffen in der Hoffnung, auch ihrerseits mit gleicher Münze bezahlt zu werden. ....

Obschon eine blutige Athmosphäre uns umgibt, o Theure, athmen wir doch frei und schöpfen trotz unvermeidlicher Gefahren und nicht zu beschwörenden Unglückeswolken, denen wir entgegen sehen, doch neuen Muth und neue Hoffnung für die Zukunft. Die barbarische Art und Weise, wie die gestürzte Regierung von dem Sitz und Mittelpunct ihrer hiesigen Besitzungen Abschied genommen, wie sie erst verrätherisch einige Hundert der Angesehendsten als Geiseln festgenommen, dann, nach ausgebrochenem Kampfe, sie theils grausam hinschlachten, theils fortschleppen ließ, wird Ihnen bekannt sein, deßgleichen, wie muthig und beharrlich die Mailänder den Kampf bestanden, wie menschlich und gemäßigt sie den Sieg benutzten, während die fliehenden Schaaren der Vandalen ihre Spuren mit der Asche der Wohnungen und dem Blute der Wehrlosen bezeichneten. Allein wenn Sie aus natürlichem Mitleid mit den besiegten Söldnern des Absolutismus und einem Gefühl der Sympathie für transalpinische Völker obiges zu bezweifeln geneigt wären, so mögen Sie geduldig einige Details von dem Abzug der Oesterreichischen Besatzung aus unserer Stadt mit anhören.

Als am Vorabend der Revolution hier wie überall eine Bürgergarde zur Erhaltung der Ordnung und des Eigenthumes entstand, machte sich der hier residirende Fürst, General und Regimentsinhaber Sigismund[433] noch anheischig, von seiner Seite an der Lage der Dinge und der Zahl der Truppen nichts zu ändern, und das gegebene Wort hinderte ihn nicht, in der Dunkelheit der Nacht Truppenabtheilungen zur Verstärkung der Mailänder Garnison abmarschiren zu lassen, zuletzt selbst mit einer starken Truppenabtheilung und einem anderen Generale aus den Stadtthoren

zu entweichen und nur ein Bataillon Kroaten nebst einer Compagnie Italiener hier zurück zu lassen.

Die Erbitterung der Civilgardisten, die sich auf diese Weise zum einfachen Polizeidienst angewiesen sahen, der Behörden, die, auf des Fürsten Versprechen bauend, diese Corporationen von Bürgern zusammenberufen, und des Volkes, welches – mir das Verhaßteste – das verrufene Militair der Kroaten im Besitze des Platzes vermuthete, stieg auf einmal so sehr, daß von allen Seiten, an allen Orten Barricaden entstanden, die Fenster der Häuser mit Steinen versehen und [daß] derartige Mordanstalten im Großen angelegt wurden, um sich auch des Restes der verhaßten Fremdlinge zu entledigen.

Ein hiesiger Bürger, der des Deutschen mächtig war, den die Lage dieser Schlachtopfer eines wurmstichigen Systems dauerte und der auch voraus sah, daß diese Hartbedrängten, die an Zahl doch immer noch ein Tausend drei Hundert überstiegen, ihr Leben doch theuer verkauft haben würden, hatte indessen den ebenso natürlichen als freundlichen Gedanken, mit dem commandirenden Major Unterhandlungen anzuknüpfen, um ihn theils durch Drohungen von Seiten der Ueberlegenheit, theils durch Vorstellungen zum friedlichen Abzug zu vermögen. Nachdem er hierzu von den betreffenden Behörden die Vollmacht erhalten, setzte er sich mit dem Officierscorps in Verbindung und hatte nach drei gescheiterten Versuchen die hohe Befriedigung, die gewünschte Kapitulation zu Stande zu bringen. Allein die boshafte und endlose Dummheit jener Barbaren sollte die Sache, die zum beiderseitigen Heil eingeleitet worden war, wieder zertrümmern. Die Unterhändler wurden nämlich von den Kroaten festgenommen, das Geschriebene auf anderem Wege der Stadtbehörde übermacht. Dieser schreiende Bruch des Völkerrechtes empörte nun so sehr alle Gemüther, daß der größte Theil von dem Einverständnis nichts mehr wissen wollte und mit Preisgebung der allzu eifrig beflissenen Geiseln den Krieg nicht länger verschieben wollte. Die Barricaden mehrten sich, die Haufen der Bewaffneten rotteten sich zusammen und griffen von allen Seiten die Kaserne, welche hoch und einzeln stehend die Gegend beherrscht, mit ungewöhnlicher Todesverachtung an.

Ich schweige von der Noth der beiden Geiseln, dem Hunger, der Entbehrung, der Angst für sich, doch vielmehr für ihre Familien, die sie mehr als dreißig Stunden auszuhalten hatten, während allem Anschein nach das Schwert des Damokles nicht umsonst ihr Haupt bedrohte, sofern die Belagerten sich zum Aeußersten gebracht gesehen hätten. Lag doch in dem Gefühl, das Leben für die Sache der Menschlichkeit und des allgemeinen Besten zu opfern, etwas Tröstliches, ja Erhebendes, war auch ihre

fast wunderbare Befreiung und Flucht, die sie den lieben Ihrigen zurückgab, mehr ein Triumph, als eine Entweihung zu nennen.»

So der edle, menschenfreundliche, bescheidene Freund. Was seine Familie, obwohl der wahre Stand der Dinge Frau und Kindern eine Zeit lang verheimlicht worden war, ausgestanden und mit welchem Wonnegefühl sie ihn wieder umarmt haben mag, ist wohl mit Worten nicht zu sagen.

Doch nicht lange sollte sie sich dieses theueren Besitzes mehr erfreuen. Seit Jahren hatte der geliebte Freund oft an Augenübeln gelitten, das eine Auge auch ganz verloren, weßwegen ihm das Lesen und Schreiben sehr schwer fiel, das seinem Gemüthe doch so sehr Bedürfnis war. Er entschloß sich daher, sich den Staar stechen zu lassen, machte im Sommer eine Vorcur in einem Bade am Comersee und ging im Herbste nach Mailand, um sich dort der Operation zu unterziehen. Diese war, wie man sagte, gelungen; aber wenig Tage darauf starb er[434], in Folge einer hinzugekommenen Entzündung oder, wie der Doktor sagte – denn ein Grund fehlt den Dienern Aesculap's zur Erklärung ihrer unglücklichen Operationen nie – des Typhus, der am Comersee herrschte, dessen Keim im Körper Frizzoni's gelegen habe, durch Kur und Diät zurückgehalten worden sei, sich aber jetzt, in diesem aufgeregten Zustande, entwickelt und dem theueren Leben ein Ende gemacht habe.

Mit Sehnsucht hatte er auf seinem Krankenlager der Ankunft seines geliebten Bruders Fritz entgegen gesehen, der durch Umstände in Zürich länger zurückgehalten worden war, als er beabsichtigte. An ihn richtete Johann in den letzten Tagen seines Lebens folgende Strophe:

Wenn Dir, von Deines Bruders Krankenbette,
Ein leiser Gruß willkommen ist,
So wisse, daß entfernt von dieser Stätte,
Du doch im Bild ihm nahe bist.

Es ward ihm nicht vergönnt, ihn wieder zu sehen. Er starb den 19ten November 1849 im vier und vierzigsten Jahre seines Lebens, und wurde zu Bergamo begraben. Friede seiner Asche!

Ueber ihn spricht das Giornale Provinicale di Bergamo No. 98 vom 7ten December 1849 Worte des Lobes, und im Alpenboten skizzirte ich ein kleines Bild seines Lebens (No. 95 von 1849)[435]. Ein umständlicher, ausführlicher Nekrolog (nur für Freunde, in wenigen Exemplaren) ist bei Mazzaleni 1850 von Doktor Venanzio[436], einem intimen Freunde des Verstorbenen, erschienen. Herr Venanzio sagt unstreitig viel Wahres und

das Wahre auch in schöner Sprache; meinem Freunde hätte ich aber einen deutschen Biographen gewünscht, der sein Bild mehr in schlichten, characteristischen Zügen als in glänzendem Farbenspiele dargestellt hätte, was für Italiener freilich gewöhnlich die Hauptsache ist und von einem Italiener also auch kaum anders zu erwarten stand.

Die Anzeige seines Todes erschien von mir in der Bündnerzeitung No. 95, 1849[437].

Vegezzi und Lucian Bonaparte

Die bedeutenden Männer, mit denen ich in jener Zeit in briefliche Verbindung kam, waren Lucian Bonaparte[438], Oheim des jetzigen französischen Kaisers, und Vegezzi-Ruscalla, ein Gelehrter und hoher Beamter in Turin. Dieser war es, wie schon bemerkt, der den kräftigsten Anstoß zur Bearbeitung meines rhätoromanischen Wörterbuches gab, weil er sich sehr für unsere romanische Sprache interessirte; jener wünschte romanische Bücher und Aufschluß über einiges in der romanischen Literatur.

Doktor Freund

Mit einem anderen Gelehrten kam ich später in Verbindung, und zwar ebenfalls des Romanischen wegen, indem er wiederholt diesfällige Bitten oder Fragen an mich richtete und später nach Bünden kam, um diese Sprache im Lande selbst kennen zu lernen. Es ist dieser Dr. Freund[439] ein Jude, doch namhafter Gelehrter und ohnstreitig ein sehr gewandter, geistreicher Mann, der alle Mittel gescheidt in Bewegung zu setzen wußte, um zu seinem Zwecke zu gelangen. So hatte er zu diesem Behufe Unterstützung von der Ethnographischen Gesellschaft in London und der Academie der Wissenschaften in Berlin ausgewirkt und, in Bünden angelangt, Fragen drucken lassen und unter viele Bündner vertheilt, von denen man hoffen konnte, daß sie sie zu beantworten im Stande wären und dieß auch thun würden.

Wären diese Antworten von vielen Seiten richtig und vollständig erfolgt, so müßten sie allerdings einem Gelehrten solcher Art reichen Stoff zu weiterer Verarbeitung geboten haben. Noch ist aber diese Verarbeitung nicht im Drucke erschienen; und bei näherer Bekanntschaft mit Dr. Freund, wollte es mir doch scheinen, daß seine Bestrebungen zu sehr von

finanziellem Interesse tangirt seien; und die Wissenschaft ihm allzu sehr als Milchkuh dienen müsse. Er wollte andern alle Mühe aufbürden und selbst den Nutzen davon ziehen. Seinerseits mit dem Urtheil zurückhaltend und sich in geheimes Dunkel hüllend, scheute er sich nicht, die Willfährigkeit Anderer rücksichtslos in Anspruch zu nehmen, ja zu mißbrauchen, wenn man sich mißbrauchen ließ, und zwar nicht bloß in wissenschaftlicher Beziehung, sondern auch in öconomischer, wie er dieß besonders bei Pfarrer Corai[440] und Herrn Palioppi[441] gethan haben soll.

Wehrli und Johann Caspar Zellweger

Einen größeren und reineren Genuß gewährte mir in diesem Jahre der Umgang, noch häufiger aber der Briefwechsel mit zweien unserer edelsten Schweitzer, die ich kennen gelernt habe: Herrn J. C. Zellweger von Trogen und Seminardirector Wehrli zu Kreuzlingen, der bei Fellenberg[442] die Armenschule zu solcher Höhe erhoben hat und Schulmeister in seinem Seminar bildete, wie unser Volk sie braucht, ich meine solche, die weder über dem vielerlei Wissen doch nichts wissen, dabei aber doch stolz und anmaßend werden, noch solche, die sich zwar durch Talent und Kenntnisse auszeichnen, darüber aber dem Volke, das sie bilden sollen, zu fern stehen und unglücklich werden, weil sie sich mit Dingen beschäftigen müssen, die ihnen viel zu gering scheinen, oder ihrer Neigung folgend, zwar manche Schüler in allerlei Wissen fördern, aber nicht im Stande sind, die Masse derselben auf stetige Weise sittlich und religiös, an Geist und Herz zu erheben.

Der Dorfschulmeister sollte nach Schleiermacher eigentlich Volkslehrer sein, zu dem Ende tüchtig genug und in allen Kenntnissen höher stehend als die Väter seiner Schulkinder, aber doch auf gleichem Grunde mit ihnen und nur auf diesem Grunde fortbauen. Er sollte dem Denken, Handeln und Streben des Volkes, das er erziehen soll, nicht fremd geworden sein, noch auf einer anderen Unterlage als einer wirklich volksthümlichen zu wirken versuchen. Denn auf fremdem Boden kann der rechte Volkssegen nie entsprießen, und gerade deßwegen glaube ich, daß Wehrli und seine Schüler bessere Volkslehrer oder Schulmeister waren als die weit kenntnisreicheren aus manchem anderen Seminar.

Herr J. C. Zellweger ist ein so weitbekannter und verdienstvoller Mann, daß es nicht nöthig ist, hier etwas Weiteres von ihm zu sagen. Nur so viel: Er war einer von denen, bei welchen mir das Greisenalter in seinen Vorzügen, seiner Schönheit und Würde recht anschaulich geworden ist, und

unvergeßlich werden mir vorzüglich die gemüthlichen Tage bleiben, die ich zwei Sommer auf längerem Besuche in seinem Hause und in seinem Umgange zugebracht habe. Auch seine Briefe, die er wegen Abnahme seines Gesichtes zuletzt diktiren mußte, enthalten so manche Beweise von dem Edelsinn, den seine ganze Seele erfüllte.

Channing[443]

Meine erfreulichste Bekanntschaft dieser Jahre in Bezug auf Lektüre ist die mit dem Amerikaner Channing. Ihm verdanke ich vieles, sehr, sehr vieles. Nicht daß ich neue Ideen von ihm gewonnen hätte oder eigenthümliche Ansichten vom Leben in einer oder der anderen Beziehung, sondern weil er so viele Ideen und Zeitfragen, die für mich vom höchsten Interesse sind, mit einer Ausführlichkeit, Vielseitigkeit und Meisterschaft behandelt, entwickelt und in solcher Evidenz darlegt, wie ich sie in keinem anderen Schriftsteller, der seine praktische Wirksamkeit auf's sociale, sittliche und religiöse Leben beschränkt, gefunden habe.Und dabei, welche Reinheit, welche Wärme des Gemüthes, welche Objektivität, welcher Eifer für alles Gute und welche Unparteilichkeit und duldsame Weitherzigkeit in seinem ganzen Wesen! Dabei, welche Meisterschaft in der Anordnung und Durchführung alles dessen, was er behandelt; wie glücklich und schlagend die Bilder, womit er seine Ansichten anschaulich zu machen weiß! Mit oder bei ihm habe ich in den letzten Jahren meine angenehmsten Stunden zugebracht und von ihm so manches, was ich nur im Dämmerlichte sah, was mir unsicher, schwankend, unklar war, gelernt und zu einer Anschaulichkeit und Ueberzeugung erhoben, die mich in hohem Grade beglücken und nur [hat] bedauern lassen, daß ich nicht schon lange vorher das Glück hatte, ihn zu kennen, und keine Gelegenheit mehr habe, ihn bei meiner praktischen Amtsführung als Geistlicher zu benutzen. Mit den Kenntnissen bereichert, die ich ihm verdanke, zumal in Bezug auf Behandlung des Stoffes und der Vorstellungsweise, müßte ich, wie ich meine, ein weit besserer Prediger und Lehrer sein, als ich je werden zu können hoffte. Kann ich auch nicht überall, selbst im Sachlichen, mit ihm übereinstimmen, und ginge es bei uns nicht an, eine Predigt so erschöpfend ausarbeiten oder ihr mehr den Character der Abhandlung oder Vorlesung geben zu wollen, wie dieß bei ihm öfter der Fall ist, wie vieles wäre dennoch, mit ein wenig granum salis auch für unsere Zuhörer, unsere Verhältnisse und Bedürfnisse, aus ihm zu lernen, um fruchtbar und erbaulich zu predigen!

Dem Prediger Sydow und Schulze bin ich unendlich dankbar, daß sie diese Schätze – kostbarer als das californische Gold – in einer so vortrefflichen Uebersetzung[444] von Amerika nach Deutschland herüber geleitet haben.

Mit meinem Channing habe ich auch ordentlich Propaganda gemacht und die Freude erlebt, daß dieses Werk vielen meiner Freunde theuer geworden ist. Und wem, dem es wirklich um Wahrheit zu thun ist im Volke – und für's Volk, nicht für die Gelehrten ist doch zunächst die christliche Religion – sollten die Ansichten, die Channing über Gott als Vater, über den Menschen und sein Verhältnis zu Gott, über Christus, über die Liebe zu Christo, über die Nachahmbarkeit des Characters Christi, über Tod und ewiges Leben, über Selbstverleugnung, über die Leiden in der Welt, über Volksbildung, Erziehung, Kirche, Glaubensbekenntnisse, ja über alles, was er einläßlich behandelt, so einfach und doch so überzeugend und ergreifend ausspricht, nicht willkommen, nicht erbaulich, belehrend und tröstlich sein!

Ich werde es nicht erleben, und die gegenwärtige Richtung der meisten Geistlichen in Deutschland scheint es in der nächsten Nähe kaum erwarten zu lassen; aber ich lebe dennoch in der Ueberzeugung, daß die Zukunft der Kirche und die immer nothwendiger werdende Restauration der religiösen Bildung Geistlichen gehören wird, die in ihren Ansichten und der Behandlung ihrer Ansichten Channing verwandt sind. Selbst der Grundsatz wird mehr und mehr zur Geltung kommen, daß die religiösen Lehren, wenn sie für's Volk fruchtbar werden sollen, nicht mehr in banalen Phrasen, wie salbungsreich und blendend sie auch klingen mögen, bestehen, sondern zwar wahren, aber doch volksthümlichen Ausdrücken Raum werden lassen müssen. Und das wird geschehen, wird wenigstens immer mehr angestrebt werden, sobald die Geistlichen allgemein und lebendig fühlen und anerkennen, daß sie auf die Kanzel treten nicht sowohl, um eine glänzende, dogmatisch unanfechtbare Rede zu halten, sondern um das Volk auf der Stufe, auf der es eben steht, zu erbauen, das heißt bildend und tröstend auf dasselbe zu wirken und es mehr und mehr zu heben.

Divozione domestica

Um Channing auch den italienischen Reformirten zugänglich zu machen, habe ich mehrere seiner Predigten und Abhandlungen übersetzt und in meiner «Divozione domestica»[445] in Auszügen, wie ich sie dem Volke

nützlich und angemessen glaubte, niedergelegt. Auch war die Aufnahme, die dieses Büchelchen selbst bei schlichten Bauern gefunden, für mich sehr tröstlich. Doch die Theologen, voran Pfarrer Leonhardi[446] in Puschlav, erhoben ein Zetergeschrei darüber, und es gelang ihnen, diese Begeistrung zu dämpfen, ja das Büchelchen in Verruf zu bringen. Vielen wird es aber dennoch lieb bleiben und vielleicht auch früher oder später eine ihm geneigtere Zeit erleben. Von katholischen Geistlichen in Puschlav soll es sogar bei'm Sturme auf Iseppi selbst zum Feuer verurtheilt worden sein, und irre ich mich nicht, so gilt eine Warnung des Erzbischofs von Mailand gegen Bücher, die verstecktes Gift enthalten und die man in seiner Diocese zu verbreiten strebe – wenn nicht ausschließlich, doch hauptsächlich – meiner «Divozione domestica».

Austritt aus der Kantonsschule

Das für mein Leben bedeutsamste Ereignis, an welches ich eigentlich nicht ohne eine gewisse Bangigkeit denken konnte, war in dieser Zeit unstreitig mein Austritt aus der Kantonsschule. Allein mein etwas geschwächtes Gehör und das Bewußtsein, daß man mit älter werden auch weniger in die noch wachsende Generation, in ihre Richtung und Bestrebungen passe, bestimmten mich, im Jahre 1849 meine Demission für das nächste Jahr zu fordern.

Dem Ansuchen des Erziehungsrathes, noch ein Jahr wenigstens bei der Schule zu verbleiben, entsprach ich ohne Widerrede, und hierbei würde es auch geblieben sein, wenn sich nicht der Große Rath in demselben Jahre sehr unerwartet für die Vereinigung beider Kantonsschulen, der reformirten und der katholischen, ausgesprochen und die unmittelbare Ausführung dieses seines Beschlusses angeordnet hätte. Dadurch wurden mehrere Lehrer überflüssig und daher entlassen, und unter diesen war auch ich.

Gegen die Sache selbst hatte ich freilich nichts einzuwenden (ich hatte ja früher selbst diesfällige Wünsche ausgesprochen), wohl aber gegen die Art und Weise, wie es geschah, und über das zu rücksichtslose Verfahren, welches hier mir gegenüber wie früher gegen andere Lehrer seitens der Behörde eingehalten wurde.

Es ist ein Vorwurf, der nicht selten unsere Erziehungsbehörde trifft, daß sie etwas zu cavalièrement verfahre, was im Geiste der Zeit liegen mag, auf die Länge aber nicht ohne verderbliche Folgen bleiben kann. Die schlimmste Wirkung hat dieß, wenn nicht nur die Delicatesse, was doch

mir gegenüber allein der Fall war, sondern wenn Gesetz und Brauch allzusehr vernachlässigt werden, was in der Folge oft geschehen sein soll und wovon mir selbst mehrere niederschlagende Beweise bekannt sind.

Studien

Was mich bei dem Gedanken, keine regelmäßige Beschäftigung mehr zu haben, am meisten erschreckte, war der Verlust der Freude, die jeder rechtschaffene Lehrer an seinen Stunden empfindet, und der fast noch größeren, ich meine derjenigen der heiteren, fröhlichen Stimmung, die uns begleitet und so herrlich lohnt, wenn wir unser Tagewerk treu und redlich vollendet haben. Das italienische Sprüchwort des dolce far niente ist mir immer als ein sehr falsches erschienen, und nicht allein süßer als Nichtsthun, sondern auch der beste Trost in trüben Stunden wird immer die Thätigkeit gewissenhafter Menschen sein. Doch wurde mir die so gewonnene Freiheit keinesweges drückend, sondern bald zu einer wahren Wohlthat. Ich verlegte mich auf das Studium der Geschichte und genoß schöne Tage bei'm Lesen von L. Ranke[447], Macaulay[448], Washington[449], Raumer[450], Bankroft[451] und anderen, die meine Seele ganz in Anspruch zu nehmen geeignet waren.

Wie habe ich mich über die Amerikaner gefreut, welche in Autoren und Characteren wie Channing und Washington für die Civilisation und Bildung, die sie von Europa aus erhalten haben, so reiche Zinsen entrichten. Beide gehören zu den achtungswerthesten Characteren, die ich in der Geschichte kennen gelernt habe, und Washington muß ich nicht allein wegen seiner Thaten, sondern eben so sehr wegen seiner Gesinnung als den größten und edelsten Mann der Geschichte betrachten. An ihm habe ich auch wie an keinem anderen so unzweideutig die providentielle Leitung wahrgenommen, deren manche große Männer sich zu erfreuen das Bewußtsein hatten.

Doch nicht bloß receptiv soll der Mensch sein; zum rechten Fortschritt ist es unerläßlich, daß er auch selbst producire, von innen heraus selbstthätig hervorbringe. In diese Jahre fällt die Bearbeitung des Anfanges zu meinem rhätoromanischen Wörterbuche[452] sowie desjenigen zu meiner Deutschen Formenlehre für Romanische; ferner die Bearbeitung der «Divozione domestica», die mir Veranlassung wurde, mich in wichtige Materien mehr zu vertiefen und die bewundernswürdige Methode Channing's und seine Meisterschaft im Style näher kennen und schätzen zu lernen.

B. Iseppi

Durch diese Arbeit wurde ich auch mit B. Iseppi vertraut, einem katholischen Geistlichen, wie ich von dem Puschlaver Klima nicht leicht einen erwartet hätte, und der mir auch deßwegen doppelt willkommen und schätzbar war.

Er war ein junger Geistlicher, der seine Studien in Como gemacht und daselbst durch Umgang mit dem Deutschen Sprachlehrer so viel von der deutschen Sprache erlernt, daß er sie lieb gewonnen oder doch der weiteren Pflege und Beschäftigung mit ihr würdig gefunden hatte. Hierdurch gerieth er auf die Werke Sailer's[453] und Wessenberg's[454], und so viel genügte seinem Wahrheit suchenden Gemüthe, um sich von manchem Wahne frei zu machen und einen heiligen Durst nach evangelischer Wahrheit und Freiheit in seiner Seele zu entzünden. Diesem Triebe folgte er, wie es der Jugend natürlich ist, ohne sich dabei allzusehr mit Fleisch und Blut zu berathen oder den äußeren Umständen Rechnung zu tragen, weckte dadurch bei seinen Obern zuerst in einem Grade Argwohn, daß ihm der Bischof von Chur[455] die Stelle als italienischer Lehrer und Moderator an unserer Kantonsschule nicht gestattete und er also, um nicht excludirt zu werden, auf einen Wirkungskreis verzichten mußte, der für ihn sowie der erwünschteste, auch der angemessenste gewesen wäre. An der Manzinischen Schule in Puschlav[456] gewann er aber die Achtung und Liebe aller seiner besseren Schüler im hohen Grade und ebenso auch der vielen Väter und Eltern derselben und der meisten Geistlichen, bis er mit seiner berühmt gewordenen Predigt «Der Fortschritt»[457] am Neujahrstag 1853 auftrat und durch sie ein Einschreiten von Seiten der geistlichen Behörde hervorrief, die ihm nicht allein unendliche Leiden und Verfolgungen, sondern auch den größten Schein des Unrechtes oder unverzeihlicher Schwäche zuzog (ich meine hier durch seinen Widerruf).[458]

Wer von seinen Freunden wird diesen nicht bedauern. Wie sehr aber der Mensch Ursache hat, Gott inständig zu bitten: «Führe uns nicht in Versuchung!» wurde mir an diesem Beispiele des guten Iseppi klar. Unerschüttert in seiner religiösen Ueberzeugung, durch alle über ihn ergangenen Leiden unentmuthigt, für den Kampf für die Wahrheit einzustehen, sofern es seine eigene Person betraf, wich er nur dem Mitleid, das ihm Eltern und Verwandte einflößten, an denen er stets mit der aufopferndsten kindlichen Liebe gehangen hatte und bei denen, je mehr sie ihn wieder liebten, und je stolzer sie bisher auf ihn gewesen waren, die Bemühungen der Geistlichen nicht umsonst bleiben konnten, sie der Schwermuth, dem Tiefsinn, ja der Verzweiflung in die Arme zu treiben.

Kantonsbibliothek
Ba
Graubünden - Chur

Der Fortschritt.

Eine Volkspredigt,

gehalten in der katholischen Kirche zu Puschlav am Neujahrstage 1853,

von

Benedikt Iseppi.

Ins Deutsche übersetzt von O. C.

Chur, 1853.
Druck und Verlag von Pargätzi & Felix.

Fernstehende haben unbedenklich den Stab über Iseppi gebrochen; ich vermochte es nicht, und wer noch geneigt sein sollte, es zu thun, der lese wenigstens zuvor seine Verantwortung im «Grigione italiano» (No. 43, 1853)[459] sowie die vorhergehenden Nummern und folge dann seinem Gewissen. Mir erschien er weniger verdammungs- als bemitleidenswerth, und so wird es den meisten derer gegangen sein, die das Glück hatten, ihn näher zu kennen. Seine Predigt hat übrigens in Italien sowie in Deutschland durch meine und eine andere Uebersetzung große Verbreitung und innige Theilnahme gefunden, und die Folgen seines Wirkens in Puschlav erwiesen sich selbst noch nach seiner Entfernung von dort in mehr als einer Beziehung nur segensreich.

Der ziemlich lebhafte Briefwechsel mit ihm seit dieser Zeit war sehr genußreich für mich, und erfreulich ist es mir, daß er im St. Gallischen[460] eine befriedigende Anstellung, Ruhe und einen ihm zusagenden Wirkungskreis gefunden hat.

Uebersetzung des Neuen Testamentes in's Romanische

Eine zwar schwere, aber doch erfreuliche Arbeit – für den Abend meines Lebens wohl die angemessenste – fand ich in diesen drei letzten Jahren in der Uebersetzung des Neuen Testamentes in's Oberländer Romanische[461]. Zur Uebernahme dieser Aufgabe kam ich wirklich ganz unerwartet und, ich darf wohl sagen, nicht aus eigener Wahl, sondern durch äußere Umstände dazu gedrungen. Schon seit Jahren wurde über Mangel an romanischen Neuen Testamenten von verschiedenen Seiten geklagt und das Bibelcomité aufgefordert, eine neue Auflage dieses Werkes zu veranstalten. Herr Antistes M. Lutta[462] in Ilanz wurde mit der Besorgung dieser neuen Auflage vom Churer Bibelcomité[463] beauftragt, als ich noch nicht Mitglied desselben war. Er übernahm dieß Geschäft ohne Accord mit dem Buchdrucker und ohne Aufsicht Seitens des Comités. Allein der Buchdrucker klagte, daß er das Manuscript nie zur rechten Zeit erhalte, sich unendliche Correkturen müsse gefallen lassen und damit gar nicht vorwärts komme. Als die Arbeit nun näher untersucht wurde, fand es sich, daß der Buchdrucker sechzig bis siebenzig Gulden per Bogen (Auflage von zwei Tausend Exemplaren) forderte und daß Sprache und Orthographie in vielfacher Beziehung vom Herausgeber ganz willkürlich verändert und nur für Katholiken mundgerecht gemacht waren. Einige Pfarrer, von denen ein Gutachten über diese neue Ausgabe gefordert wurde, protestirten laut gegen so unglückliche und willkürliche Verände-

rungen, und so wurde dann der Druck, der erst bis zum neunten Bogen gelangt war, sistirt, die Druckkosten 478 fl. vom Comité bezahlt und die ganze Auflage, so weit sie gekommen war, dem Bearbeiter zur ferneren Verfügung gestellt. Dem Mangel an Neuen Testamenten war also durch diesen Versuch nicht abgeholfen; es sollte nun Rath geschafft werden, aber auf welche Art? Unter den romanischen Pfarrern kannte ich niemand, der diese Arbeit mit gutem Vertrauen hätte übernehmen können und wollen, und nur einen Abdruck der früheren Ausgaben heraus zu geben, erschien mir doch nicht allein dem Hauptzweck, sondern auch der Sprache selbst gegenüber als ein kaum verzeihliches Unrecht, wie sehr auch immer dieses Romanische als Regel und Norm für unsere Sprache gepriesen wurde. Denn während diesen Unterhandlungen hatte ich die alte Uebersetzung näher besichtigt, in Bezug auf Sprache und Inhalt geprüft und mich überzeugt, daß hier nicht allein Besseres möglich wäre, sondern auch nothwendig zu geben versucht werden sollte. Allein bei solchen Anfordrungen wollte sich niemand diesem Geschäfte unterziehen, und so mußte ich mich also zur Ausführung des Planes entschließen und mit Hülfe einiger junger Freunde selbst Hand anlegen. So habe ich denn auch zwei und ein Viertel Jahr wirklich sehr emsig und meist mehrere Stunden des Tages daran gearbeitet.

Neben vieler Mühe habe ich an dieser Arbeit denn doch auch große Freude gehabt. Ohne mich in tiefere, selbständige Forschungen einzulassen, was über meine Kräfte gegangen wäre, mußte ich doch über Inhalt und Sprache mehr nachdenken und gelehrte Comentare zu Rathe ziehen, was natürlich nicht ohne Nutzen und Segen blieb. Bewundern mußte ich besonders de Wette' s[464] Gelehrsamkeit und die Freiheit, mit der er auf Erforschung der evangelischen Wahrheit so bedacht ist, und wie auf diese Weise die Heilige Schrift, wenn ihre Erklärung auch viel Schales und Leeres hervorgerufen hat, was gewiß weniger geeignet ist, Segen zu verbreiten, als wie Ballast auf's Gemüth zu drücken, doch auch in intellektueller Beziehung und für die Entwicklung des Geistes überhaupt in allen Zeitaltern ein mächtiger Antrieb geworden ist.

Für den Glauben an die Inspiration im engeren und alten Sinne des Wortes war mir diese Arbeit nicht förderlich, desto mehr aber für den Glauben an Jesum Christum und an seine Sendung für das Heil der Menschheit. Denn, daß er nur der Unweisen, [der] in den gewöhnlichen Künsten und Fertigkeiten der Welt so wenig Erfahrenen bedurfte, um sein Reich fortzuführen und zu sichern, das ist doch wahrlich ein sehr augenscheinlicher Beweis für dessen höhere Würde und Göttlichkeit. Und

in diesem Sinne hat meine Verehrung für die Heilige Schrift einen starken Zuwachs erhalten.

Daß ich indeß mit solcher Standhaftigkeit bei dieser Arbeit ausgeharret, verdankte ich unstreitig besonders dem Vertrauen, welches ich zu de Wette als Kritiker in Bezug auf den Text und als Uebersetzer in Bezug auf die Sprache oder auf das richtige Verständnis derselben hatte. Denn, wenn ich ihm auch nicht überall zu folgen wagte, so war es mir doch eine große Erleichtrung, überzeugt sein zu dürfen, daß er gewiß einem meistens correcten Texte gefolgt sei und das Original auch in seinen schweren Stellen ziemlich durchgängig glücklich wiedergegeben habe. Ohne einen solchen Führer und ohne dieses Vertrauen zu ihm, wäre mir ohne Zweifel der Muth zuweilen fast entschwunden.

Auffallend und, ich kann wohl sagen, sehr erfreulich war mir auch der Unterschied, der sich zwischen verschiedenen Lehren der theologischen Dogmatik und denen der Heiligen Schrift herausstellte. Letztere meist so einfach und dem religiösen Gemüth so einleuchtend, jene so künstlich, oft so widernatürlich und unbegreiflich geschraubt.

Wie einfach und leicht verständlich sind z.B. fast alle Aussagen der synoptischen Evangelien über Jesus Christus! Wie sehr dringt der Heiland überall auf die Sinnesänderung, die [folgt ?] auf die Liebe zu Gott und den Menschen, als das Hauptmerkmal eines christlichen Lebens! Wie klar und natürlich ist der Glaube, den er von den Seinigen an ihn fordert, und wie lebendig die Ueberzeugung bei ihm, daß wer nur thuen wolle nach seinen Worten, auch einsehen werde, daß er von Gott gesandt sei, daß er die Wahrheit erkennen werde und durch sie frei werde! Wie klar und wie passend ist nicht auch das Wort [Lücke] für das neue Princip, das er in die Welt gebracht oder geoffenbaret und das überall dem bloßen Gesetze gegenüber gestellt wird als der Wirkung eines anderen Geistes, des Geistes der Furcht, während der seinige nur durch die Liebe bewegt und wirkt! Wie klar und bestimmt wird da überall der schlichte, lebendige und also ungefärbte Glaube gefordert, und wie duldsam und milde ist die Beurtheilung derer, die ihn nicht haben, wenn sie sich ihm nur nicht mit Heuchelei entgegen setzen und sein Reich hindern! Mit welchen schlichten Worten wird da nicht von seinen bewundernswürdigen Ereignissen, Worten und Handlungen gesprochen – [von] seinem Leiden und seinem Tode, mit dem bestimmten Gefühle, daß es nach einem solchen Leben nicht anders sein konnte und geschehen mußte, um sein Werk zu krönen, wenn die Erlösung der Menschheit möglich werden sollte; und wie leicht erträglich erscheint alles dieses denjenigen, welche die Herrlichkeit bedenken, die an ihm (und den Seinigen) offenbar werden soll!

Wie weit gehalten sind alle wesentlichen Lehren des Evangeliums – die von der Sünde und der Erlösung, der Rechtfertigung und der Versöhnung – um jedem lebendig Glaubenden, wie verschieden sie auch nach Zeit, Ort, Alter, Bildung, Temperament und Naturel sein mögen, Raum zu lassen und die Möglichkeit, Ruhe und Befriedigung zu finden! Da sind noch keine künstlichen theologischen Distinktionen, die den meisten unerfaßbar sind und eben deßwegen um so mehr als äußerer Popanz festgehalten und zur Unduldsamkeit, zur Verachtung und Verfolgung Andersdenkender mißbraucht werden. Wie frisch und unmittelbar ist da alles, und wie genußreich und erhebend für denjenigen, der eben nur religiöse Nahrung und Versöhnung mit Gott und der Welt sucht und von der Form absehen kann, in welcher sie zuweilen dargereicht wird! Und auf diese Weise angeschaut, wird es dann auch erklärlich, wie so viele ausgezeichnete Gelehrte, so namentlich auch Wilhelm von Humboldt[465], täglich aus der Heiligen Schrift mit Vergnügen lesen und das Neue Testament als ihr Lieblingsbuch immer bei sich führen konnten.

Durch meine Uebersetzung habe auch ich mich von mancherlei losgemacht, was mir früher in materieller und formeller Hinsicht mehr oder weniger widerstrebte. Ich lese jetzt das Neue Testament mit weit mehr Unbefangenheit, Freude und Erhebung und werde es fortan als herrliches Buch zu meiner Erbauung und zu meinem Troste treulich nützen.

Aber auch in sprachlicher Beziehung muß ich mich über diese Arbeit innig freuen. Nicht nur weil ich durch sie im Romanischen vieles gelernt habe und auf Wörter und Formen der Sprache aufmerksam geworden bin, die mir früher entgangen waren, sondern auch in der zuverlässigen Hoffnung, daß ich damit mehr zur Vervollkommnung des Romanischen geleistet habe, als vielleicht durch alle meine früheren Bemühungen um diese Sprache geschehen ist.

Wohl fühlte ich und habe es in der letzten Zeit auch hin und wieder ausgesprochen, daß es kaum ein wirksameres Mittel zur Vervollkommnung unserer Sprache geben könnte, als ein in ihr geschriebenes gutes klassisches Werk; denn die Wichtigkeit des Inhaltes eines Buches ist im Allgemeinen auch die beste Empfehlung zur Beachtung und Verbreitung seiner Sprache.

Ich bin zwar weit entfernt, meine Uebersetzung für klassisch zu halten, und gewiß fühlt und bedauert es niemand mehr als ich selbst, daß sie nicht vollkommen ausfiel und mit so vielen mir wohl bewußten Mängeln behaftet blieb. Viele von diesen würden allerdings vermieden worden sein, wenn ich in der Sprache hätte freier und unabhängiger walten dürfen.

Allein in einem Buche solcher Art mußte der Grundsatz durchaus festgehalten und befolgt werden, von der alten Uebersetzung nur da abzuweichen, wo das richtige Verständnis des Sinnes, die Angemessenheit des Ausdruckes und der Genius der Sprache es erheischten und zur Pflicht machten. Auch trotz dieser mir selbst auferlegten Beschränkung ist allerdings doch mancherlei gewagt worden, immer indeß nur solches, wovon ich überzeugt war, daß es – wenn auch von den meisten unbeachtet, und verkannt – dem Genius unserer Sprache angemessen sei und alle Berücksichtigung verdiene.

Die Beseitigung vieler rein deutscher Wörter ist das geringste Verdienst dieser Uebersetzung in sprachlicher Beziehung. Gewiß höher angeschlagen wird die Einfachheit und Natürlichkeit der Construktion in sehr vielen Fällen von denjenigen werden, die hierin ein Urtheil haben. Freilich hat auch dieses nicht in dem Maaße geschehen dürfen, wie es hätte der Fall sein sollen; denn die Rection der Verba ist in unserer Sprache fast durchgängig der deutschen nachgeahmt, und dieß ist zu tief eingewurzelt, als daß man es so leicht umgehen dürfte; doch ist es da und dort geschehen und dem «tier» das «a» und dem «cun» das «da» substituirt worden. Statt des «parchei ca» ist für «denn» durchgängig nur «parchei» gebraucht worden. Ein Grund hiergegen ließe sich anführen, und zwar der, daß «parchei» auch Fragewort ist und daher an der Spitze eines Satzes ungewiß läßt, ob dieser ein Frage- oder ein Bestimmungssatz des Grundes sei. «Parchei ca» ist dagegen immer für die Ursache: «weil» gebraucht. Unbedenklicher ist auf jeden Fall die Beseitigung vieler «scha's» und der Gebrauch der Gerundia und Participia absoluta sowie auch der doppelten Negation nach französischer Art. Daß auch für die Orthographie hier eine bessere Bahn geöffnet und ein Grund zu naturgemäßer Entwicklung derselben gelegt worden, ist meines Erachtens außer Zweifel. Und dieß that wahrlich Noth, wenn wir nicht durch die Bemühungen des Herrn M. Lutta und Caviezel[466] in noch größere Verwirrung gerathen und noch weiter vom richtigen Wege abgeführt werden sollten. Gerade auch von dieser Seite aufgefaßt, erscheint mir diese Arbeit wichtig.

In diesem Neuen Testamente besitzen nun die Oberländer Romanischen das Werk ihrer Muttersprache, das sie am häufigsten lesen, aus dem sie dieselbe lernen und von dem ich hoffe, daß es geeignet sei, nicht allein einen Riegel gegen neue Verunstaltungen unseres Dialektes zu bilden, sondern daß es auch die besten Keime zur Ausbildung und Vervollkommnung desselben in sich trage. (Ein Bericht über diese Uebersetzung findet sich in No. [8 und 9] 1856 des Monatsblattes[467].)

Nina Camenisch[468]

Eine ebenso erfreuliche wie ganz unerwartete Erscheinung war mir in dem Leben dieser letzten Jahre die Bekanntschaft mit meiner Landsmännin Nina Camenisch, die mir eine sehr liebe Freundin wurde und manche Stunden dieser Jahre auf mehr als eine Weise sehr erheitert und verschönert hat. Gutes hatte ich von ihr als einem sehr verständigen Mädchen oft gehört, war aber nicht persönlich mit ihr bekannt geworden. Um so überraschender mußte es also für mich sein, anfangs September 1854 durch ihren Bruder ein Päckchen von ihr zu erhalten nebst einem Briefe, in welchem sie sagt: «Es wird Sie mein Brief und noch mehr das beigeschlossene Heft befremden. Möge sich dieses Befremden bald in freundschaftliches Wohlwollen für die Schreiberin verwandeln, mögen Sie nicht thöricht oder zudringlich finden, daß ein Sarner Mädchen wagt, einige selbstgemachte Gedichte Ihrer Beurtheilung zu übersenden. Man hat mir gerathen, sie drucken zu lassen; ich mochte es aber nicht thun, ohne vorerst das Wort eines Kenners darüber zu vernehmen, und wende mich deshalb schüchtern an Sie. Sollte es Ihnen aber zu viel Mühe machen, meine unleserliche Schreiberei durchzusehen, so wird mein Bruder das Heft zurücknehmen, und ich verbleibe, wie Sie auch immer in dieser Sache zu handeln belieben, mit hochachtungsvollem Gruß

Ihre ergebenste N.C.»

Ich gestehe, daß diese Ankündigung mich anfänglich mehr erschreckte als erfreute. Ich war schon lang eher kein Freund von den Gedichten unserer neueren Poeten; bei aller Vollendung in der äußeren Form schienen sie mir zu wenig nachhaltigen Gehalt zu bieten, und nun gar eine Sammlung neuer Gedichte beurtheilen und eine Entscheidung über Druck oder Nichtdruck abgeben zu sollen, erschien mir als eine gar zu kitzlige Aufgabe. Doch machte ich mich an ein flüchtiges Durchblättern und wurde allerdings durch die «Widmung» angenehm bestochen und in noch höherem Grade durch andere überrascht, deren Titel mich anzog. In dieser Freude eilte ich zu meiner Frau und las ihr einige vor, über die sie ihre Bewundrung mit innigster Rührung äußerte und einigemal sogar in Thränen ausbrach. Eine ähnliche Wirkung bemerkte ich auch bei anderen Freunden und Freundinnen, denen ich sie später mittheilte, und besonders erfreulich war es mir, daß sie gleichen Anklang bei Herrn Dr. Gündel[469] und Fritz Frizzoni fanden, denen ich schon ein competenteres Urtheil zutrauen konnte.

Es ist natürlich, daß ich die junge Dichterin nicht lange auf eine Antwort warten ließ, sie auch bald nachher besuchte, und so entwickelte sich denn ein lebhafter Briefwechsel mit ihr, der unstreitig der interessanteste wurde, den ich in diesem Jahre [1854] führte und [der] unter uns ein recht trautes, inniges Freundschaftsverhältnis herbeiführte. Ich ließ, diesmal indeß nicht nach eigener Auswahl, einige von ihnen im Alpenboten[470] abdrucken, rieth aber, den Druck der übrigen noch zu verschieben. «Es überraschte mich», sagt sie, «Die Begegnung» und «Das sterbende Mädchen» im Alpenboten gedruckt zu sehen: erstens kam es mir wie Prahlerei vor, in einem so allgemein bei uns gelesenen Blatte aufzutreten, zweitens schienen diese Gedichte aus eigener trauriger Erfahrung geschöpft zu sein, was zwar nicht der Fall ist, mir aber doch Bemerkungen zuzog»... «Die Verzögerung des Druckes ist mir recht», sagt sie in demselben Briefe, «denn es hat für ein weibliches Gemüth etwas so Peinliches, dadurch der Welt unser Inneres so offen darzulegen, was doch der Dichter thun muß. Nur meine feurige Liebe zur Dichtkunst und mein Verlangen, mich darin auszubilden, konnte mich bestimmen, meine Produkte dem Kennerblicke nachsichtiger Freunde darzubieten.»

Von dem interessanten Briefe nach meinem Besuche im November 1854 nur dieses: «Früher stand ich mit meinen Bitten und Gedichten vor dem hochverehrten, aber doch fremden Manne etwas beschämt und bettelhaft da, aber jetzt sind Sie mein Freund, und nicht wahr, einen Freund darf man doch etwas plagen? Dieses wohllöbliche Vorrecht der Freundschaft nahm ich mir denn auch früher reichlich heraus, ehe Sie die Vollmacht dazu gegeben. Aber mit väterlicher Güte haben Sie es geduldet und mich dadurch kühn gemacht, daß ich nun geradezu mit der Thür in's Haus falle und das einfältige Mädchen um die Freundschaft eines Herrn Professors bittet, was wohl naiv klingen mag.»

Den 24sten November [1854]: «Sind Ihnen meine Briefe freundliche Blumen auf einem Lebenswege, der Sie oft – wie Sie schreiben – am Grabe eines Freundes vorbeiführt, so sind mir die Ihrigen der Altar, auf den ich die tiefsten Gedanken und Gefühle meines Herzens niederlege, vertrauend und beruhigt. Es ist eine herrliche Sache um einen solchen Briefwechsel, wo man sich voll und warm aussprechen kann und verstanden und gehoben wird. Jeder Ihrer Briefe führt einen Schritt näher zu jener Seelenfreundschaft, die ich bisher nur geahnt habe, und wenn Sie mich erst 'Du' nennen (gern hätte ich Sie schon das vorigemal darum gebeten; wagte es aber nicht), dann wird die Schranke der kalten Förmlichkeit vollends fallen, die das Landmädchen vom Herrn Professor trennt. Fürchten Sie nicht, daß alsdann an deren Stelle von meiner Seite



Die Dichterin Nina Camenisch (1826-1912) von Sarn.

eine kindisch unpassende Vertraulichkeit treten könnte, wie dieß zuweilen der Fall sein mag. Ich werde nie vergessen, wie hoch Sie über mir stehen und wie viel ich Ihnen schuldig bin, aber freier und kindlicher soll mich Ihnen gegenüber das 'Du' machen, und Sie können mich auch besser zurecht weisen, wenn hie und da eine der unliebenswürdigen Seiten meines Characters hervortreten sollte.»
Den 31sten December [1854]: «Was mir Ihren Brief doppelt theuer machte, war die Anrede: 'Liebe Nina'. Hier möchte ich auch sagen: 'Wie heimelig bekannt.' Wohl nie ist mir mein Name schöner und poetischer vorgekommen, als da Sie mir ihn geben ... Mädchenfreunde sind gewöhnlich plauderhafte Gespielinnen und junge Bengel. Wenn dieß auch bei mir nicht der Fall ist, wenn Gott mir das Glück gewährt, im Kreise guter Eltern und Geschwister jede andere Gesellschaft entbehrlich zu finden, meine Freundinnen zwar wenige an der Zahl, aber bewährt sind, und ich mit jungen Herren, weder mit edeln noch bengelhaften, wenig zu thuen habe, mein Leben also wie eine Alpenquelle ruhig und klar dahinfließt, so ist mir doch Ihre Freundschaft, was der Alpenquelle ungefähr der Stern sein mag: himmlisches Licht in ihr ruhiges Wasser, sie hält es fest, als ob es ihr bewußt, daß sie dieses verschönere. – Was kann ich Ihnen dagegen bieten? Mein Vertrauen, sonst wohl nichts anderes, denn meine Achtung und Liebe haben Sie schon, meine Gedichte ebenfalls, und damit bin ich zu Ende. Also vertrauend wie ein Kind, will ich Sie in mein Gemüth blicken lassen, wo Ihnen jeder Gedanke ein freundliches 'Willkommen bei uns!' zuruft und es Ihnen behaglich machen möchte ... Ob ich besondere Schicksale in der Liebe gehabt? Ich erkläre feierlich, daß ein Romanschreiber in großer Verlegenheit sein würde, wenn er mich als Heldin in eines seiner Werke aufnehmen müßte, denn erstens hatte ich, zurückgezogen in trauten Familienkreis, keine Sehnsucht nach interessanten Bekanntschaften, zweitens hatten interessante Bekanntschaften keine Sehnsucht nach mir, und drittens bin ich etwas ungenügsam, in Betreff auf Geist und Gemüth eines Mannes. Vielleicht mit Unrecht, aber ich bin einmal doch so.»

Den 7ten Februar 1855: «Eine Dichterin hat vor anderen Mädchen ihre eigenthümlichen Freuden, Leiden, Hoffnungen und Besorgnisse, nicht etwa weil sie ein höheres Wesen ist, o nein, das ist sie gar nicht, aber ein mehr zu thörichten Träumen geneigtes, mehr sich ihrer wahren Bestimmung entfremdendes und darum weniger glücklich als das einfache Kind, dem ein Tand, ein Ballabend seine Welt ist. ... Es ist gefährlich, wenn ein Mädchen sich ein anderes Ideal träumt als stilles Familienglück, und hätte sie Geist und Thätigkeit wie Königin Elisabeth, so bliebe sie dennoch, wie

Schiller sagt, ein Kind mit eines Riesen Waffen. Aber es geht auf der anderen Seite auch nicht leicht, einen stolzen Geist und aufstrebende Talente in den engen Kreis und die oft sehr kleinlichen Kleinigkeiten des weiblichen Lebens zu zwingen. Man muß wahrlich selbst in einer solchen Lage gewesen sein, um ihre ganze Bitterkeit zu begreifen. Es ist Goethe's Adler mit dem verwundeten Flügel.»[471]

Den 7ten März [1855]: «Wie mir Hebel's Gedichte[472] gefallen? *Es weht e frische Meyeluft durch sie*, wie es in der 'Sonntagsfrühe' heißt. Wäre ich krank an's Bett gefesselt, würde mich dieß Gedicht noch kränker machen vor Sehnsucht nach einem solchen Sonntagsmorgen. Wie unnachahmlich kommt mir Hebel vor, wenn er die Natur sprechen läßt in der Sprache eines schlichten ländlichen Menschenkindes, auch da, wo so ein Menschenkind sie als seinesgleichen anredet wie im 'Morgenstern', der nach der 'Sonntagsfrühe' mein Lieblingslied ist. Seine Geschwister, Tabaksraucher und Liebesleutchen, sagen mir weniger zu, andere enthalten eine treffliche Moral, aber ich weiß nicht wie, die Moral liebe ich in Gedichten nicht. Sie scheint sich mit der Poesie nicht recht zu vertragen, oder sie müßte den Schwung des geistlichen Liedes annehmen, wie dieß bei frommen Dichtern der Fall ist. – Von Hebels Frische lebt etwas in meiner Seele, ich fühle das, ob sie aber auch in solche Blumen schießt? Sie lachen, Freund? Nur Geduld, ich lache vielleicht später auch, und wer zuletzt lacht, lacht am besten.»

«Karfreitag, den 1sten April [1855]:

'So gehst Du, liebster Jesus, hin, den Tod für mich zu leiden,
Für mich, der ich ein Sünder bin, dich oft vergaß in Freuden.'

So sagte mit dem frommen Dichter heute Herr Pfarrer Martin[473] in seiner geist- und gemüthvollen Predigt. Ein solches geistliches Lied, recht innig, recht zart und dabei voll Kraft und Wahrheit, wie wir deutsche [Lieder] einige besitzen, sind die schönsten Perlen der Poesie. Würde mir eines gelingen, ich wäre selig, aber ich wage mich nicht an den großen Gegenstand. In solchen Stunden der Weihe, wie sie der heutige Tag uns bringt, fühle ich lebhafter als je, wieviel mir noch fehlt, um den Namen einer Christin zu verdienen, und das Gelübde, das unsere jungen Confirmanden soeben abgelegt, erinnert mich an mein eigenes, welches ich gehalten, wie die meisten es pflegen: halb und halb. Es liegt zu viel Erdenstaub auf unserem Wege zum Himmel, wohin uns Christus so schön

vorangegangen ist. Die bald lockenden, bald widrigen Ereignisse des Lebens ziehen uns davon ab. Ich spreche hier leider aus eigener Erfahrung. Man thut nicht gerade viel Böses, aber man unterläßt so manches Gute.

Zur Entschuldigung unserer Heinzenberger läßt sich doch auch etwas sagen. Der Materialismus, dessen Sie uns zeihen, ist eine gewissermaßen zu entschuldigende Sache, wenn man das ganze Jahr mit schwerer Arbeit zu thun hat. Wie ja bei den Gelehrten der Geist das Uebergewicht behält und der Körper deßwegen zuweilen darunter leidet, so behält bei unseren Bauersleuten der durch einförmiges, ermüdendes Tagewerk angestrengte Körper das Uebergewicht, und da vergißt sich's denn zuweilen, daß man einen Geist hat. Und was den eingewurzelten Schlendrian betrifft, so ist es freilich schön und leicht, ein Ideal häuslichen und bürgerlichen Glückes zu entwerfen, und so schwer, es in's Leben einzuführen! Dazu gehört eine Selbstverleugnung, die wahrlich nicht jedermanns Sache ist und also auch allerdings nicht die unserer Heinzenberger.»

Ich könnte aus fast allen und zwar sehr zahlreichen Briefen einzelne sinnreiche Stellen dieser Art herausschreiben, will mich aber nur noch auf wenige beschränken.

Vom 2ten August [1855]: «In wenig Tagen geht es auf's Maiensäß, meinen eigentlichen Parnaß, denn dort sind meine besten Gedichte entsprossen. Kein Wunder! Man ist dort ein Naturkind wie sonst nirgends. Alle Bequemlichkeiten und Förmlichkeiten des Lebens – auch unsere Heinzenberger haben die ihrigen – fallen da weg. Man schläft in den Kleidern auf dem Heustock, gut oder schlecht, wie man's eben kann, und der eisige Bergwind gibt Nachtconcerte, wenn er durch die offenen Spalten des Stalles pfeift. Und der Morgennebel ist der erste Gast, wenn man, am niedern Herde kochend, die Thüre offen lassen muß, des Rauches wegen. Und dann die Alp in nächster Nachbarschaft mit ihren klingenden Schellen und verspäteten Alpenrosen und purpurnem Heidekraut und freundlichen Thieren, die da kommen, ihre Freunde und Verpfleger des Winters zu begrüssen. 'Weiter unten, bei den braunen Ställen, hörst du wohl den hellen Sensenklang', wo die Sonne die weite Hochebene mit ihren fleißigen, in weißen Hemdeärmeln arbeitenden Leuten anlächelt und bei trübem Nebelwetter die seltsamen Nebelgestalten von der Erde aufsteigen wie Geister, die mit ihren wehenden Schleiern und Leichentüchern die Mähder und Recherinnen bedecken und ihnen allerlei zuflüstern, was sie aber nicht weiter erzählen dürfen. Das ist Poesie, und darum hat das Alpenleben auch schon hundert Dichter begeistert. Viele Alpenlieder haben wir ja, z.B.

Von der Alpe tönt das Horn,
Wie so traulich wunderbar,
's ist doch eine eigne Welt,
Nah dem Himmel u.s.w.

Doch auch so nah dem Himmel wird der Sänger dieses Liedes melancholisch, wenn er sagt:

Andre Blumen, andre Wolken, wie in einem Zauberreich,
Nur mein Sehnen und mein Lieben bleibt sich ewig, ewig gleich.

Ich denke, würde die Alpenluft allen Kummer weghauchen können, so würde sie wohl viele Kurgäste bekommen. Einen Kummer macht sie mir auch, wenn ich an meinen Aufenthalt droben denke, [nämlich] daß sie kalt ist, und die Kälte ist mir zuwider, sei's in der Luft oder in der menschlichen Umgebung.»

Im vorhergehenden Brief, vom 24sten Juni [1855], sagt sie vom Alter, da ihr ältere Personen zu Freunden geworden: «Es ist wirklich eigen, wie junge Leute, Knaben und Mädchen, und zwar nicht die gehaltlosesten, sich mehr zum Alter hingezogen fühlen als zur Jugend. Kein Wunder, wenn das Alter freundlich und weise ist. Wieviel kann es uns dann geben, und wie gehaltlos ist gewöhnlich jugendliche Gesellschaft. Ich weiß es zwar nicht, glaube aber doch, es sei so, auch in den höheren Ständen. Unser jugendliches Leben bewegt sich im Reiche der Dämmrung, der Träume; es fühlt sich selbst, kann sich aber nicht aussprechen, drum sucht es seine Klarheit in Euch, Ihr klaren, liebenden gerechten Seelen, und glücklich, wem sie so entgegenkommen wie mir. Ich verdanke die schönsten Erinnerungen meines Lebens meinen Großeltern und Ihnen und werde dankbar sein dadurch, daß, wenn Gott auch mir einen Herbst gibt, er ein freundlichster sein soll für jedes mir erreichbare jugendliche Gemüth. Ich werde mich bestreben, unerfahrenen Mädchen das zu sein, was Sie, geliebter Freund, mir jetzt sind. Gelingt mir solches, dann wird mein Herbst die schönste oder, besser gesagt, die segensreichste Jahreszeit sein. Von wieviel Jammer man auch hört und liest, aber die Tage des Alters, mir wollen sie – wenn nur Gesundheit und warmes Herz uns nicht verlassen, gar nicht schrecklich erscheinen.» ...

Den 3ten September [1855]:...«Unzählige glückliche Stunden haben Sie mir in diesem Jahre gegeben, und ich mag gar nicht daran denken, daß Jahre kommen sollten, wo ich diese vermissen müßte. Befangen und ängstlich über meinen etwas kühnen Schritt, trat ich Ihnen zuerst

entgegen. Ein kaltes Wort von Ihnen hätte mich damals auf immer verscheucht. Aber wie warm und liebevoll reichten Sie mir die Hand! Ich habe sie festgehalten, und trotz des Unterschiedes an Alter, Bildung, Lebensverhältnissen u.s.w. u.s.w. ist es nicht eine bloße Protektion von Ihrer und Dankbarkeit von meiner Seite geblieben: das ist echte Seelenfreundschaft, wie nicht alle Menschen das Glück haben, sie zu kennen.» ...

Den 4ten November [1855]:... «Der Herbst war mir früher als Kind die liebste Jahreszeit wegen der Aepfelverkäuferinnen. Später, als ich selbstthätig in die Haushaltung eingreifen mußte, war er mir die unangenehmste wegen der sich drängenden Geschäfte. Es fiel mir damals noch nicht ein, daß in diesen oft langweiligen, mühsamen Arbeiten ein wundersames Leben wohne, das selbst einen feurigen, aufstrebenden Geist fesseln und befriedigen kann: das Leben der Liebe, die in Demuth und Geduld sich selbst aufopfert, um zu erfreuen, wo sie darf, zu trösten und zu lindern, wo sie kann, und mit jedem ihrer Dienste eine Blume mehr in den Kranz flicht, der die Weihe des Familienlebens ist und für alles keinen Ruhm, keinen Lohn verlangt, denn der höchste, dessen sie bedarf – Gegenliebe der Ihrigen – kommt ihr von selbst entgegen. Eine solche Liebe ist auch der Talismann gegen jeden unheiligen oder düstern Gedanken, und möchte sie doch jedem Weibe gegeben sein!» ...

Den 31sten December [1855]:... «Am heutigen Abend steigen wohl so manche stille Bitten, so mancher laute Wunsch für eigenes und fremdes Wohl zum Himmel empor. Es wäre interessant, jetzt einen Blick in die Herzkämmerlein zu thun, im ruhigsten selbst wird's wogen, und rosige und schwarze Wolken werden sich jagen. Wie das Kind vor der Thür, hinter welcher eben sein Weihnachtsbäumchen angezündet wird, so steht der Glückliche an der Schwelle des neuen Jahres, und der Leidende legt einen neuen Perlenkranz auf das Grab seiner Hoffnungen. Und ich – heiter hat es für mich begonnen, Weihnachtsbäumchen soll es mir werden. Nicht bunten Glanz, aber eine geweihte, ruhige Stimmung möge es mir bringen!» ...

Den 23sten März [1856]:... «Und Sie, mein Freund, wie geht es mit Ihrem Neuen Testament? Es muß doch wohlthuend sein, an so etwas zu arbeiten, die Worte des Erlösers gleichsam selbst zu denken, zu sagen und sie so recht innig, klar und tief den Seelen unserer romanischen Landsleute einzuprägen, Vermittler zu sein zwischen dem Göttlichen und ihrem einfachen Gemüthe und als wohlthuende Erinnerung einen geistigen Blick thun zu können in's trauliche Stübchen, wo das greise Mütterchen über ihrem Neuen Testamente die Hände faltet, daraus Trost und Hoffnung

schöpfet für den nahestehenden Weg in ein anderes Leben und daneben mit großmütterlich verhätschelndem Schelten die muntern Enkel Sprüche lehrt. Solch ein Wirkungskreis, solche Rückblicke sind schön und können einen sanften Feierabend bereiten.»...

Den 15ten Mai [1856]:... «Was Ihre Bibelübersetzung betrifft, so fürchten Sie, unsere ehrwürdige romanische Sprache gehe, wenigstens bei unserer diesseitbergischen protestantischen Bevölkerung, ihrem Grabe entgegen. Das wäre doch recht schade! So wenig eigentliche Schönheit die gute Rhätierin besitzt, ein Immortellenkranz gebührt ihr doch. Lassen Sie Ihre Uebersetzung diesen sein!

Sie greifen meine Philosophie an und wohl mit gutem Grund, denn ich philosophiere nur, wenn ich bei schlechter Laune bin, und trage dabei verschiedene Brillen, die mir den gleichen Gegenstand bald rosenroth, bald dunkelgrün färben, doch in meinen Ansichten über Töchtererziehung glaube ich nicht – in Bezug auf unsere Landmädchen – so sehr aus dem Wege zu sein. Stellen Sie die beste Frau mit gebildetem Geist in den Kreis von sehr braven Leuten, die aber nicht das Glück hatten, mehr zu lernen, als gerade für ihren Beruf nöthig ist: dieser Frau muß es denn doch bei aller Hingebung und Pflichtentreue zuweilen langweilig werden, immer nur von Kühen und Feldarbeit, Spinnen und Weben zu hören, während eine andere, die mit ihrem Manne auf gleicher Bildungsstufe steht, in eben diesen Geschäften und ihrer treuen Erfüllung ihren Himmel findet oder jedenfalls ihrem Manne ein verwandteres und also auch wohl geliebteres Wesen sein muß. Denn was die Liebenswürdigkeit betrifft, so liegt sie bei einer Frau gewiß mehr im Gemüthe als im Geiste, und Geist und Gemüth kommen mir vor wie zwei Waagschalen: liegt in der einen zu viel, so flattert die andere wie leer in die Höhe.» ...

Anfangs August dieses Jahres [1856] erschienen nun, ohne Vorwissen der Verfasserin, die «Gedichte eines Bündnerischen Landmädchens»[474] im Druck. Die getäuschten Erwartungen, welche die Dichterin vor einem Jahre diesfalls betrübt hatten, bestimmten mich, ihr dieß Jahr um dieselbe Zeit eine unerwartete Freude zu bereiten. (Herr Stötzner in Schaffhausen[475] hatte sich nämlich gleich nach Erscheinung der beiden ersten im Alpenboten mit dem Anerbieten an die Dichterin gewandt, den Druck zu übernehmen. Sie waren ihm im Sommer auch wirklich zur Einsicht übersandt und ihm zugleich die Bedingungen gestellt worden, unter welchen man sie ihm überlassen wolle. Allein der Buchhändler, der vermuthlich auf diese Weise den Vortheil nicht fand, den er mit seiner Spekulation beabsichtigte, sandte sie mit der Bemerkung zurück, daß die geschriebenen den gedruckten zu weit nachstünden, und so unterblieb der

Druck.) Ich bestritt Druckkosten und Einband, mit dem Vorsatz, aus dem Erlös meine diesfälligen Auslagen zu decken und den Ueberschuß der Verfasserin gewissenhaft zuzustellen. Meine einzige äußere Belohnung für diese Mühe sollte die Freiheit sein, Exemplare davon nach Belieben an meine Freunde verschenken zu dürfen. Die zwei ersten Exemplare gingen aber das eine nach Sarn an die Dichterin, das zweite nach Bad Fidris an ihre Mutter, die sich gerade dort befand.

Nina's Antwort, den 11ten August [1856]: «Hier, mit meinem wackeligen Maiensäßtischchen, mit Schreibzeug kärglich versehen, spreche ich meinen innigsten Dank in einem Briefe aus, von dem ich nicht weiß, ob er Sie noch in Chur treffen wird. Ich war überrascht, ja fast entzückt über das gedruckte Bändchen, und in der Freude meines Herzens zeigte ich es gestern Sonntag mehreren mir befreundeten Sarnern, als sie uns auf den Grat begleiteten, wo wir Predigt und eine fröhliche Versammlung hatten, da jetzt alles wieder auf den Maiensäßen ist.» ...

Den 28sten August [1856]: «Ich habe mein wackeliges Maiensäßtischchen, meine frische Quelle und meine Nachbarin, die Alp, verlassen und sitze wieder hier an meinem alten traulichen Tische, an dem ich Ihnen schon so oft geschrieben und der Zeuge von so manchem herzlichen Gedanken an Sie gewesen ist, und beantworte Ihren lieben Brief. ... Aber es leben die Frauen! Wäre die liebe Frau Professorin nicht gewesen, Sie hätten doch vielleicht mit dem Drucke meiner Gedichte ein wenig gezaudert und ich ein wenig geschmollt. Mag auch das Ding seine Dornen haben – ich glaube daran und sehe sie im Geiste vor –, kann ihnen auch vielleicht nicht ausweichen und übernehme sie. Denn trotz dieser Dornen, vor denen Sie mich auch früher schon gewarnt haben, ist es mir, als wäre mir eine Zentnerlast von der Seele genommen. Diese Gedichte wollten an's Licht und ließen mir keine Ruhe. Nur wer es selbst erlebt, kann dieß begreifen. Es war ein eigenthümliches Gefühl, das mich seit einigen Jahren geplagt und dessen ich nun los bin. Ich wurde wie von einer fremden Macht getrieben, damit an die Oeffentlichkeit zu treten, was doch sonst meiner schüchternen, stillen Natur ganz zuwider ist. Denn ich zog mich ja sonst überall zurück und kannte so zu sagen keinen Ehrgeitz, kein Gefallenwollen. Dadurch bin ich nun aus meiner Verborgenheit getreten, und es mag nun gehen, wie es will, da ich es doch selbst gewollt habe. Mit getrostem, heiterem Blick schaue ich daher auch in die Ferne und hoffe, die Ruhe und Haltung mir zu erhalten, die ich mir vorgezeichnet hatte. ...

Noch muß ich Ihnen eine Schildrung von unserer letzten Fahrt nach dem Heinzenberger Grat am letzten Sonntag mittheilen. Sie kennen jene schöne, grüne Bergspitze. Denken Sie sich nun dazu auch einen reinen,

tiefblauen Himmel (am 10ten August) und eine Sonne, die an diesem Tage unten im Thale so glühte und sengte, oben aber uns nur die lieblichste Wärme fühlen ließ. Der Einfall, da eine Predigt zu halten, kam von unserm Herrn Pfarrer Martin, und es war ein guter, denn unten in Sarn würde die Predigt weniger besucht gewesen sein als oben im herrlichsten Tempel, von höherer Meisterhand erbaut. Statt feuchten Steinbodens hatten wir da die weiche grüne Decke, duftend von frischen Alpenkräutern und Blumen, die Wände ein reicher Gebirgskranz, nach dem das Auge so glücklich hinschweift vom Erhabenen zum Lieblichen und überall entzückt.

Herr Pfarrer las zuerst den 104ten Psalm und hielt dann einen Vortrag, der wie alle seine Predigten klar, gedankenreich und blühend war. Psalm und Rede wurden durch die Umgebung auf eine eigene Weise verständlich und anschaulich. Dabei hielt er von Zeit zu Zeit inne, machte eine Pause und ließ unsere Jugend Lieder singen, die er selber bezeichnete. Um ihn her standen, hübsch gruppirt , viele meist junge Zuhörer. Hier die Sarner jungen Herren und *Damen* – ich nenne sie so – wegen ihrer Strohhüte und reichlich flatternden Bänder, ihrer weißen, steifen Halskrausen und kecken, stattlichen Haltung; dort ein Trupp demüthiger, baar häuptiger Savier Mädchen, die mit sichtbarem Respekt, vielleicht auch nicht neidlos auf diese herauf sahen; in einiger Entfernung noch eine andere Anzahl noch dürftiger aussehender Meiersleute und Taglöhner von Katzis und Domlesk und um diesen ganzen Kreis von andächtigen oder zerstreuten Menschen herum die Kühe, die heute ihre besten Schellen trugen, damit nicht selten Predigt und Gesang übertönten und nicht wegzubringen waren. Ueberall streckten sie in den Menschenkreis ihre langen friedlichen Gesichter und erregten dadurch Unmuth bei den Ernsten und Lächeln bei den Schalkhaften, und dieß besonders einmal, als zwei, die eine rechts, die andere links vom Pfarrer sich stellten und ganz feierlich darein schauten.» ...

Den 30sten September [1856]: «Seit einiger Zeit habe ich mich so zu sagen ordentlich in die Besitzung meiner Väter eingesponnen, da in Haus und Feld gearbeitet, [um] so viel sich mit Anstand thuen ließ, den Menschen auszuweichen. Ich bin wirklich ein wenig leutescheu geworden, so lange der Gedanke noch neu ist, daß meine innersten Gefühle nun das Eigenthum aller geworden sind und daß davon viel gesprochen wird. Denn daß dieses der Fall ist, weiß ich trotz meiner Zurückgezogenheit. Keine meiner ländlichen Freundinnen besucht mich, ohne darüber Geschichten zu erzählen, die für mich bald erfreulich, bald zu ernstem Nachdenken anregend sind. Die guten Leute können gar nicht begreifen, daß ich keinen Schatz gehabt, da ich doch so zärtliche Lieder gedichtet, und verwundern

sich über die Maaßen, daß sie den Herrn Liebsten nie gekannt. Dem Himmel sei Dank, daß die Sonette weggeblieben sind! Wären nur auch die vielen Nonnen weg! Man fragte mich neulich, ob ich katholisch werden oder einen Katholiken heirathen wolle, daß ich so viel Liebe für die Klöster zeige. Allerdings sind auch diese vielen Klostergeschichten etwas wunderliche Gegenstände für die Muse eines protestantischen Mädchens aus dem neunzehnten Jahrhundert.

Die mir gesandten fünfzig Exemplare sind nun fast alle verschenkt. Sie flogen weg, ich weiß selbst nicht wie. Einige Leute wollten entlehnen, andere kaufen und sahen mich dabei so respektvoll und bittend an, daß ich in meiner Großmuth dachte, wer sich am meisten darum kümmere, sei dieses kleinen Geschenkes am würdigsten, und wirklich wurde mir von solchen am herzlichsten gedankt, von denen ich es am wenigsten erwartet hätte. Ein Scharanser schickte mir einen colossalen Kratten voll rother und schwarzer Kirschen mit hübsch dazwischen gelegten grünen Blättern und drückte in einem beigefügten Billet den Wunsch aus, diese möchten mir so viel Vergnügen machen, wie ihm meine Gedichte gemacht hätten.

Möchten wir Sie bald hier sehen, doch morgen wenigstens droht ein Regentag und vielleicht schon bald die silberne Grabesdecke der Flur, wenn man den Wetterpropheten glauben kann.

Du weinst, Natur, und läßt in stiller Trauer
Den langen Nebelschleier niederwallen,
Die Blumenkron', die deiner Stirn entfallen,
Ersetzt ein Silberreif, du fühlst's mit Schauer.

Das Gedichtchen läßt sich zum Sonett an, morgen den Schluß.» ...

Den 7ten Oktober [1856]: «Meine Briefe an Sie, mein Lieber, sind mir doch eine Art Tagebuch, worin ich mein Innerstes niederlege, und ich weiß, daß Ihr Lächeln, zuweilen vielleicht auch eine Thräne darauf weilen wird. Mein vergangenes und gegenwärtiges Leben zieht eben so deutlich an mir vorüber, wenn ich mich mit Ihnen unterhalte , wie wenn ich es nur bei mir selbst überschaue. Ich sehe das Ideal meiner Jugend, das darin bestand, meine Eltern nie zu verlassen und ganz ihnen und der Dichtkunst zu leben, wie ich mich dann in der Hoffnung, mich in letzterer auszubilden, anfangs so schüchtern Ihnen, mein Freund, nahete, wie dann das Schöne, das darüber gesagt wurde, auf kurze Zeit meinen einfachen Sinn bestrickte und andere Verhältnisse mich in eine weiche, reitzbare Stimmung versetzten und vorübergehend meine Ruhe störten, die sich

aber durch Ihre Vermittlung wieder herstellte. Die Veröffentlichung meiner Gedichte hat mir schon viele heitere Stunden gewährt. Die Zurückgezogenheit meines Lebens, die Innigkeit, mit der ich für jedes mich umgebende Wesen, selbst für das geringste Thier fühle, machen mich natürlich gegen mancherlei Eindrücke fast wehrlos. Die zarte, sinnige Weise, mit der mir auch in dieser Zeit begegnet wurde, that mir unbeschreiblich wohl. Doch daß mich jetzt so viele hätscheln, was mich übermüthig machen könnte, wirkt nur, mich sanfter und bescheidner zu machen. ... Den Winter hindurch denke ich meine Freistunden angenehm benutzen zu können. Die Seelen allerliebster Lieder umflattern mich und warten nur auf günstige Zeit, sie in's Leben einzuführen. Ich freue mich deßwegen auf den Winter, so unangenehm er mir sonst auch ist.»

Aus diesen, dem Sinne nach *überall* und in der Form mit wenig Ausnahmen wörtlich gegebenen Auszügen aus den Briefen meiner jungen Freundin geht wohl sattsam hervor, daß das «Bündnerische Landmädchen», das durch die Erscheinung ihrer Gedichte so viel Aufsehn gemacht hat, nicht nur als Dichterin, sondern auch durch ihre innere Geistesbildung ein sehr merkwürdiges Mädchen ist. Ja, ich habe die Ueberzeugung, daß, wenn etwa bei einer zweiten Auflage ihrer Gedichte diese Bruchstücke aus ihren Briefen in dieselbe aufgenommen würden, sie der Verfasserin bei vielen nicht weniger Achtung und Bewundrung erwecken würden als die Gedichte selbst. Schon viele haben sich ja angelegentlich nach ihren Lebensverhältnissen erkundigt, und was könnte ihnen wohl willkommener und belehrender in dieser Beziehung sein als dieser treue Abdruck ihres Gemüthes in traulichen Briefen an einen Freund, dem sie ihr höchstes Vertrauen schenkt.

Ich kann kaum sagen, wie viele angenehme Stunden und wieviel Freude mir diese Gedichte und Briefe in den zwei letzten Jahren bereitet haben. Sind doch Zutraulichkeit und Liebe, von welcher Seite sie auch kommen, etwas gar Erfreuliches und Anziehendes, von um so höherem Werthe aber, wenn sie aus einer Seele fließen, auf die wir wohlthätig einzuwirken hoffen und der wir Hochachtung zollen können. In den älteren Jahren, wo es uns um so schwerer fällt, neue Freundschaftsbande zu knüpfen, sind uns Erscheinungen dieser Art doppelt angenehm, und so konnten denn die Reinheit der Seele, die schönen Talente und das volle Vertrauen, mit welchem dieses gute Mädchen mir entgegenkam, den erquickenden Eindruck auf mein Gemüth auch nicht verfehlen. Es entwickelte sich ein Verhältnis zwischen uns, welches man poetisch wohl platonische Liebe nennen könnte, die ich aber doch lieber meinerseits väterliche, ihrerseits kindliche Liebe nennen will und die eben, weil sie in meinen Jahren so

unerwartet war, mir so wohl that und diesen Abschnitt des Lebens so sehr verschönerte.

Reflexionen

Die Muße, die mir die Vorsehung am Abend meines Lebens vergönnt hat, ist doch auch eine ihrer verdankenswerthesten Gaben. Im thätigen Geschäftsleben werden Zeit und Kraft so vielfältig und auch durch mancherlei kleine und widerwärtige Dinge in Anspruch genommen und verzehrt; für den denkenden, strebenden, dem Höheren zugewandten und um seine sittliche Ausbildung bemühten Geist ist die Muße – ich meine die Gelegenheit, die Gegenstände seiner Beschäftigung frei wählen und sich ihnen hingeben zu können – doch eine herrliche Sache. Und wenn die Sinne auch stumpfer werden durch das Alter, manche Täuschungen, die uns früher geschmeichelt, ihren Reitz verlieren, der Kreis der Freunde durch ihren Hinschied oder durch sonstige Lösung der Bande enger wird, so bleiben uns doch die Todten mit ihren begeisterten und begeisternden Werken als theure Freunde, in deren Gesellschaft es uns immer so wohl wird.

Und wie wunderbar hat doch die Vorsehung alles eingerichtet! Wie tritt uns dieses immer klarer entgegen, wenn der Geist nur auf die Menschheit, auf das Ewige hin sich richtet! Von seinem Geiste, sagt die Schrift, habe uns Gott einen Funken eingehaucht, und das ist genug, damit er sich im Menschen erhalte, entwickle, aus dem kleinen Sandkorn zu einem herrlichen Baume werde. Und daß er dieses in möglichster Vollständigkeit werde, dazu ist die Reihenfolge der Altersabschnitte für den Einzelnen und der verschiedenen Zeitalter für die Nationen vom himmlischen Vater geordnet. Nichts Wesentliches geht dem Einzelnen von seiner frühesten Kindheit an für den Geist verloren; aber jeder Zeitabschnitt, Kindheit, Jünglings-, Mannes- und Greisenalter, entwickeln vorherrschend in ihm diese oder jene seiner Seelenkräfte, damit ein möglichst großes Resultat erzielt werde. Wie einseitig und unvollkommen müßte das für seine Ausbildung bleiben, was ihm ein einzelner Abschnitt seines Lebens auch unter den günstigsten Umständen und in aller Fülle darbieten konnte! Und nicht anders ist es mit dem Leben der Völker und ihren Zeitaltern. Jedes Volk soll in seiner Eigenthümlichkeit ein Zeitalter finden, welches sich für seine Entwicklung besonders eignet. Lange geht es vielleicht unbewußt, aber dann auch mit Bewußtsein und entschiedenem Streben diesem Ziele entgegen. An der Grenze angelangt, ändert sich das Bestreben, und weil

sich dann entgegengesetzte Tendenzen kund geben: eine mehr conservative, die vom Bisherigen nicht lassen will, und eine mehr bewegende, die auf neue Zielpuncte gerichtet ist, entsteht Kampf und Krieg.

Dieß das ewige Gesetz in der Weltregierung. Wohl dem, der die Zeichen der Zeit erkennt und gewissenhaft benutzt! Wer sie übersieht, dessen Streben und Abmühen ist gerichtet.

Schluß

Soweit der Verfasser, dessen Leben ein stetes Ringen nach eigener sittlicher und religiöser Vervollkommnung war und der keine Gelegenheit unbenutzt ließ, um beide auch im engeren häuslichen Kreise, in seiner amtlichen Wirksamkeit, ja auf jede ihm nur erreichbare Weise zu fördern und so in dieser wie in so mancher anderen Beziehung für das Wohl seines ihm so theueren Vaterlandes nach Kräften mitzuwirken. Von seinem Eifer und seiner unermüdeten Thätigkeit in seinem Berufe können seine gewesenen Schüler und Pfarrkinder das beste Zeugnis ablegen sowie seine zum Theil so mühsamen, schriftstellerischen Arbeiten für seine ausdauernde Thätigkeit auch in diesem Fache zeugen.

Mit jugendlicher Begeisterung begrüßte er, selbst noch in seinem höheren Alter, jedes neu erscheinende oder ihm selbst bis dahin nicht näher bekannte gediegene Werk der Literatur, vorzugsweis aber doch diejenigen, von denen er sich in obiger Beziehung einen günstigen Einfluß versprechen durfte. Die geschichtlichen Werke L. Ranke's und Macaulay's studirte er in den letzten Jahren seines Lebens mit hoher Bewundrung für ihre Verfasser; Channing war ihm ein lieber, fast unentbehrlicher Freund geworden, und die Schriften Bunsen's[476] wie verschiedene andere ausgezeichnete neuere Werke, die er, wie die oben erwähnten, nicht nur las, nein, recht eigentlich studirte, indem er Auszüge daraus machte und seine eigenen Bemerkungen und Urtheile über ihren Inhalt niederschrieb, versetzten ihn in den letzten Monaten seines Lebens in eine vorzugsweis gehobene, glückliche Stimmung.

Eines nur vermißte er dabei: den Freund, der als geistlicher Amtsbruder auf diese höheren Interessen gemeinsam mit ihm eingehen, mit dem er Ansichten und Urtheile hätte austauschen können. Nicht daß es ihm in Chur an lieben, aufrichtig von ihm geschätzten Freunden, die dessen fähig gewesen wären, gefehlt hätte; aber sie waren, als im Amte stehend, durch ihre Wirksamkeit anderweitig zu sehr in Anspruch genommen; er sah sie daher wenig und nur auf kurze Stunden.

Da erscholl die frohe Botschaft, Herr Pfarrer von Raschèr werde mit seiner Familie von Neapel zurückkehren. Wie sehr er diesen alten bewährten Freund und seine liebenswürdige Frau schätzte, geht aus dem, was er in seiner Lebensbeschreibung von ihnen sagt, deutlich genug hervor, und man darf sich daher nicht wundern, daß ihn diese Aussicht innig beglückte, und er sich die genußreichsten Stunden von ihrem Umgange versprach. Und diese wurden ihm auch, als Vorgeschmack der für den Winter gehofften Abendunterhaltungen mit ihnen noch einigemal zu Theil, da sie wenig Wochen vor seinem Tode eintrafen. Er zählte diese Wiedervereinigung mit ihnen zu den Segnungen, die ihm Gott während seines Lebens, das er soeben aufgezeichnet und so im Rückblick nochmals an sich hatte vorübergehen lassen, zu Theil werden ließ, und sprach sich noch am letzten Abend, wo er diese lieben Freunde zu sich geladen hatte, ihnen gegenüber mit dem gerührtesten Dank gegen die Vorsehung über die liebevolle und gnädige Führung seines Schicksales aus, indem er verschiedene Beweise für dieselbe namhaft anführte.

Ja, sie hat sich ihm bewährt, diese liebevolle und gnädige Führung, bis zu seinem letzten Athemzuge, indem er, ohne vorhergegangene schwere Schmerzen und Leiden sanft vom Glauben zum Schauen abberufen wurde.

Tod des Verfassers

Seine Brust war nie stark gewesen, er hatte den vorhergehenden Winter längere Zeit an Husten gelitten, sich seitdem weniger kräftig und namentlich bei'm Steigen einen Druck auf der Brust gefühlt, sonst aber über keine Symptome von Uebelbefinden geklagt, obgleich manches darauf hinzudeuten schien, daß er sein Ende nicht mehr fern glaubte. Eine kurze Brunnencur hielt er, wie er sagte, als Vorbeugungsmittel zur Stärkung seiner Brust für den nächsten Winter für zweckmäßig, und entschloß sich, eine solche in Fidris zu machen.

Am Morgen des 16ten Juli 1858 sollte er dahin aufbrechen. Wie er dieß täglich morgens und abends zu thun pflegte, las er zuvor noch aus dem Berliner Gesangbuche zum gottesdienstlichen Gebrauche für evangelische Gemeinden, und zwar diesmal das schöne Lied No. 799: «Lob sei dir, der den Morgen» u.s.w., dessen letzter Vers also lautet:

Getrost, mein Geist, ermüde
In deinem Kampfe nicht!
Dich stärket Gottes Friede
Mit Kraft und Zuversicht.
Ermuntre Dich und streite,
Des Sieges Lohn ist nah!
Getrost! vielleicht ist heute
Des Kampfes Ende da.

Die Schlußworte wiederholte er noch im Hinausgehen laut für sich. Als er die Thür geschlossen hatte, fragte die Magd, die der Andacht beizuwohnen pflegte, ihre Herrschaft: «Haben Sie nur bemerkt, wie zärtlich Herr Professor Sie bei'm Frühstück ansah? Es war, als wolle er sich Ihr Bild noch recht einprägen, um es mitzunehmen.»

Früher als nöthig hatte er sich zur Abreise bereit gemacht und setzte sich dann mit ganz besonderer Herzlichkeit neben seine Frau nieder, um, wie er sagte, dieß letzte Stündchen noch gemüthlich mit ihr zu verplaudern. Gegen neun Uhr nahm er, wie es schien, völlig wohl und heiter, von ihr Abschied, und den nächsten Morgen, fast um die gleiche Stunde, erhielt sie die ebenso unerwartete wie tief erschütternde Nachricht von seinem Tode.

Der 16te Juli war einer der schwülsten Tage jenes heißen Sommers, und in der Mittagshitze hatte er den mühsamen Weg nach dem Bade hinauf zu Fuß angetreten. Wohlgemuth, doch furchtbar erhitzt, langte er dort an und war hoch erfreut, seinen Freund Iseppi, Herrn Hauptmann Gubert von Salis mit Frau und Schwestern und andere liebe Gäste, worunter Herr Pfarrer [...] von Zizers, der sich später dort im Tode seiner auf das liebevollste annahm, da vorzufinden. Hierüber vergaß er Ermüdung und Hitze, wie ihn sein lebhafter Geist stets über sein körperliches Befinden zu erheben pflegte, hielt sich mit den lieben Freunden noch meist im Freien auf und begleitete die Familie von Salis am Abend unter heiteren Gesprächen und Scherzen ein Stück den Berg hinunter. Als diese ihn bei'm Abschied fragte, ob er etwas nach Hause zu bestellen habe, erwiederte er: «Sagen Sie meiner lieben Frau, daß, wenn ich so heiter und wohl, wie ich hierher gekommen bin, aus dem Bade zurückkehre, ich eine gute Kur gemacht habe.» Bis gegen eilf Uhr ging er hierauf, in ein begeistertes Gespräch über ihm wichtige moralische und religiöse Gegenstände vertieft, mit Iseppi vor dem Bade auf und nieder, bis sie ein heftiger Gewitterregen einzukehren zwang und er in das im dritten Stockwerk befindliche kleine Stübchen eilte, in das man ihn mit einem schätzbaren jungen Lehrer aus

Feldkirch zusammen gebettet hatte, um ihn nicht, aus Mangel an Platz, da das Bad überfüllt war, abweisen zu müssen. Dieser schlief schon und hörte nur noch halb im Traum seine Entschuldigung, daß er ihn doppelt stören werde, weil er seine Sachen noch zum Theil auspacken müsse. Um zwei Uhr erwachte besagter Herr wieder, weil er ihn, wie er glaubte, laut schnarchen hörte, und sah ein noch brennendes Licht, das er angezündet haben mochte, um, weil es ihm unwohl wurde, etwas aus seinem Koffer zu holen, neben seinem Bette am Boden stehen, wo er es vermuthlich hingestellt hatte, damit es seinen Nachbar nicht blende, der, als er sich überzeugte, daß dieser Ton doch mehr ein Röcheln sei, schnell zu ihm hin eilte, um zu fragen, ob ihm etwas fehle, doch schon keine Antwort mehr erhielt. Erschrocken sprang er an die nächste Thür, um Hülfe; da tönte es aber heraus: «Helft euch selbst, ich kann auch nicht helfen!» Da ging es an die zweite Thür. Hier schlief das durch Geist, Gemüth und Wohlthätigkeitssinn rühmlich bekannte Fräulein von Toggenburg aus Zizers[477], die den Verewigten persönlich kannte, gleich nach dem Arzte lief und ihn bat, sich mit allem zum Aderlaß nöthigen zu versehen. In wenig Minuten war dieser, von ihr, die nun überall selbst hülfreiche Hand leistete, begleitet, da; aber das Blut floß nicht mehr, und sein unsterblicher Geist hatte sich bereits zum Quell des Lichtes emporgeschwungen. Gott hatte auch hierin seine oft ausgesprochenen Wünsche erhört, ihm noch Kraft gegeben, seine Uebersetzung des Neuen Testamentes, die ihm so sehr am Herzen lag, zu vollenden, und ihn abberufen, ehe ihn die Abnahme seiner Geistes- und Körperkräfte an einer nützlichen Thätigkeit hinderte. Durch einen selten leichten und glücklichen Tod wurde er zu jener Herrlichkeit eingeführt, deren Vorschmack er schon hier ahnend empfand. Sein Sterbetag war der gleiche, an dem ihm seine ihm so theuere erste Frau vor drei und zwanzig Jahren vorangegangen war.